



Fred Breinersdorfer

**KARL UND JENNY**

## Prolog

„Cut alles, total ... cut völlig, away with this Buschels“.

Hassan, der Barbier lächelte verbindlich. Er verstand kein Wort. Engländer kamen selten, zahlten aber gut. Doch sie sprachen weder Französisch noch Arabisch. Man brauchte Geduld um zu erforschen, was sie wollten. Hassan trat einen halben Schritt näher zu dem Herrn im viel zu dicken Cut mit abgeschabtem Revers und offenem weißem Hemd ohne Kragen, der sich ächzend auf dem Stuhl niederlies. Ein versierter Blick auf die Garderobe und die Schuhe der Kunden sagte dem Barbier, dass der alte Mann nicht zu den Snobs aus den Kolonien gehören dürfte, die gelegentlich auf der Durchreise drüben im *Hôtel Imperial* abstiegen. Vielleicht war er ein kleiner Beamter im Dienste seiner Majestät oder der Bookkeeper einer Reederei oder Spedition. So lange er zahlte, waren die Schuhe und der Cut egal.

„Pardon, Monsieur? ... je ne comprend pas, excusez moi“

Der Alte seufzte nur und schaute Hassan an, als sei es die Schuld des Barbiers, dass er ihn nicht verstand. Genau diesen Blick beherrschte der Mann seit Jahrzehnten. Die übliche Reaktion: Sein Gegenüber fühlte sich bemüßigt Klarheit zu schaffen, nicht der Alte war am Zug.

„Couper? La barbe aussi? Un peu ou fort?“

Auf den Vorschlag Bart und Haar lediglich zu kürzen reagierte der Mann nicht. Geduld, sagte sich der Barbier und flüchtete in einen kurzen Diener. Hassan klatschte in die Hände. Tee und kleines Gebäck! Ein Junge tauchte aus dem Nebenraum auf, verschwand rasch in lehmverputzten, engen Fluren und scheuchte dabei Tauben aus ihren Nistwinkeln unter dem Dach. Sie flatterten hinaus in die Hitze.

Sein jüngerer Bruder begann, dem frühen Kunden mit einem großen Fächer Kühlung zu verschaffen. Von draußen drang das Geschrei der Straßenhändler und der Lastesel in den dämmrigen Salon, in dem schon Hassans Großvater die Kundschaft bedient hatte. Der Barbier nahm ein frisch gestärktes weißes Tuch und band es dem Engländer um. Der saß bewegungslos und betrachtete sein Gesicht, das ihm aus fünf in flache Winkel gestellten Spiegeln entgegenstarrte. Er hatte sich während der Überfahrt hierher nach Algier erholt, die Augen waren lebendiger, klarer, der Mund wieder energischer. Die Stirn frei. Bart und Mähne weiß, kraus mit dunklen Strähnen. Wie immer.

Das also bin ich, das ist Karl Marx, dachte der Alte. Zu Hause in London hatte er wieder eine dieser modernen Fotografien von sich anfertigen lassen mit Abzügen für die Familie, Freunde, auch für Feinde, für die Presse. Das war er also, ein zweifelhafter Familienvater und Ehemann, wie er sich schon länger eingestanden hatte. Stolz war er, ein Philosoph, Ökonom, Kämpfer, seit einigen Jahren sogar weltbekannter Revolutionär zu sein. Karl wusste, es gab Denker, radikal wie er, die längst vergessen waren. Er dagegen glaubte unerschütterlich an seine intellektuelle Kraft und die Richtigkeit all dessen, was er seit Jahrzehnten gesagt und geschrieben hatte, so widersprüchlich manches war. Karl war vor seiner Reise noch von Journalisten aus den USA und Argentinien interviewt worden. Seine Genossen hatten für die Überfahrt gesammelt. Auf der ganzen Welt wünschten ihn Industriebonzen, gekrönte Häupter und deren Paladine lieber heute als morgen ins Grab. In London gab es eine Zeit, da hatte er sich gerühmt, auf dem Kontinent der meistgehasste Mann zu sein, was den Tatsachen entsprach. Aber sollte er stolz darauf sein?

An diesem frühen, heißen Morgen in der Kasbah von Algier, unweit seines Hotels, spürten die Blicke eines alten Mannes nach Spuren seines Lebens in seinen Zügen. Wie so oft blieb er ratlos. Er sah einen kranken Mann an der Schwelle zum Greisenalter, einen Karl Marx, der

nie, jetzt in seinem 65. Jahr noch am wenigsten, sicher war, ob er im Leben auch nur ein Quäntchen von dem verändern konnte, was er mit aller Leidenschaft bekämpft hatte. Trotz tausender Seiten Manuskripte, trotz Agitation, Kämpfen und Siegen, die immer wieder in Niederlagen endeten. Hatten sich die Proletarier aller Länder vereinigt? Nein, zu schwach, zu zerstritten waren sie. Ja, Deutschland hatte sich vereinigt, in Versailles, nach einem Krieg gegen die Franzosen. In diesem neuen Reich lebten Adel und Fabrikanten, Ausbeuter und deren Gehilfen unter Bismarck und dessen Kaiser besser denn je, besonders mit dem, was sie aus dem besiegten Frankreich herauspressten. Junker Bismarck hielt die Zügel straff in der Hand. Sozialisten, Kommunisten Anarchisten und Demokraten wurden schärfer bespitzelt, verfolgt und bestraft denn je. Und in Marx' verhasstem Russland herrschte der „Autokrat aller Russen“ Alexander III. mit noch härterer Hand. Neue technische Erfindungen und Produktionsmethoden hatten viel von dem in der Weltökonomie über den Haufen geworfen, was Karl prognostiziert hatte.

Und die Familie? Jenny war tot. Was sie sagen würde zu dem, was er heute vorhatte? Caroline, sein Jennychen, krank und moribund. Tot vier ihrer Geschwister, alle noch Kinder damals. Die zwei anderen Mädchen und Lenchen, und Friedrich, der General, der treue Freund, der mächtige Geisteszwilling, sie lebten, warteten auf Post aus Algier. Und die Enkel. Aber Jenny war tot.

Warum war er gescheitert, fragte er seine fünf Gesichter im Spiegel des algerischen Barbiers, der neben ihm stand und geduldig mit der Schere auf dem Kamm klapperte und auf eine verständliche Anweisung wartete. Hätte Karl überhaupt etwas anders machen können? Oder war er nur zu schwach, seine Stimme im Crescendo des politischen Gebrülls zu leise? Oder waren doch die ökonomischen Umstände der Zeit, in die er hineingeboren worden war, eine eiserne Klammer, wie er immer behauptet hatte, aus der sich keiner befreien kann?

Fünf Gesichter? Karl lächelte. Fünf mal Marx, nein das reichte bei weitem nicht, ihn zu beschreiben. Er beugte sich vor, klappte die Flügel des Spiegels ein und näherte sich im diffusen Licht aus einer Dachluke seinem Ebenbild. Ja, er war am Ende, politisch und privat. Die Familie und Lenchen ausgenutzt; in alle Winde verstreut, wer noch lebte. Ja, Friedrich, der Weggenosse und Selbstlose, auch er ausgenutzt, ausgesaugt bis aufs Blut, intellektuell und finanziell. Redete Karl sich nur ein, dass sie auf Post warteten, weil sie sich um ihn sorgten, ihn, der zu müde und krank war, um noch einmal aufzustehen und wirklich zu kämpfen, mit Schriften, Argumenten, Wissenschaft und Logik und neuerdings mit Interviews? Jetzt, wo die Macht seiner Gegner größer war denn je?

Karl nahm dem Jungen den Tee mit zitternder Hand ab. Die Entscheidung in der gerade vergangenen, vor Schmerzen schlaflosen Nacht war richtig. Er war zu einer Art Markenzeichen heruntergekommen, eine Trademark wie sie jetzt in London für Seife und Schuhwischse, Küchengeräte und Hüte modern wurden. Patentierte Wiedererkennbarkeit. Karl Marx, der Revolutionär mit Haarmähne, dem markanten, dichten Bart, langer Nase, hoher Stirn, stechendem Blick. Symbol für Hoffnung für die einen, für die anderen ein teuflischer Hetzer. Der Tee war zu heiß und zu süß für seine alten zerfressenen Zähne. Karl stellte das Glas beiseite. „Cut off ... raser, total.“

Die Geste des Alten rund um den Kopf verstand der Barbier zwar, aber er blieb unsicher, zögerte. Die Kahlrasur eines Engländers aus einem Missverständnis heraus konnte einen einfachen Barbier aus der Kasbah teuer zu stehen kommen. Karl war es leid. Er nahm eine Schere von der Konsole unter dem Spiegel und schnitt sich Büschel aus Bart und Schopf,

warf sie mit einer knappen Geste auf den Boden. Die Jungen kicherten, Hassan beherrschte sich und Karl lachte laut als er sich im Spiegel sah.

„Like a geschorenes Schaf, cut off the rest.“

Nun war Hassan sicher, dass der Alte verrückt war, wie die meisten Engländer. Er klapperte im Stakkato auf dem Kamm, ging um den Kunden herum, besah sich ihn genauestens von der anderen Seite, dann im Spiegel, sah den neugierigen Blick des Alten. Hassan kannte als Friseur in der Nähe des *Hôtel Imperial* die Spleens dieser Leute. Also los. Karl reckte sein Kinn in die Luft, Hassan schnitt drauflos. Es dauerte fast eine halbe Stunde, ehe er mit Schere, Schaum, Pinsel und Messer jedes Härchen entfernt hatte. Auch Ohren und Nase waren mit heißem Wachs frei gemacht. Nur die Augenbrauen blieben getrimmt und in eleganten Schwung gezupft. Creme, Lavendelessenz und Puder schufen ein Gefühl angenehmer Kühle auf der Haut in der Hitze des Vormittags.

Karl beugte sich vor und klappte die Flügel wieder auf. Mit gänzlich nacktem Gesicht blickte ihn fünffach ein Fremder an.

## 1.

Da saß sie nun im elterlichen Salon, die hübsche Ballkönigin von Trier und legte ihre Stickerei in den Schoß. Vor ihr auf dem Tisch das aufgeklappte Album mit dem säuberlich eingeklebten Ausschnitt aus der *Allgemeinen Preußischen Staatszeitung* über die Ballintronisation des hochwohlgeborenen Freifräuleins Jenny von Westphalen, Tochter des ehemaligen Unterpräfekten von Salzwedel und heutigen pensionierten Geheimen Preußischen Regierungsrats zu Trier, Baron Ludwig von Westphalen. Ein gesellschaftliches Ereignis damals.

Jennys Mutter Caroline hatte das Album wie eine Anklageschrift auf den Tisch gelegt. Dabei war alles längst mehrfach besprochen und durchgekaut worden. Nichts ließ sich rückgängig machen. Aus dem Ereignis war ein Skandal geworden, weil das Fräulein Tochter es für richtig empfunden hatte, den Sekondeleutnant Karl von Pannewitz, der mit ihr zusammen die Polonäse des Balls angeführt hatte, abzuweisen. Pannewitz war, ganz preußischer Offizier, mit seiner Werbung um die Hand der schönen Adelstochter schon wenige Tage nach dem Gesellschaftsereignis vorgeprescht. Ludwig von Westphalen hatte überrumpelt eingewilligt. In der Tat, es wäre eine angemessene standesgemäße Ehe geworden. Jenny war überrascht von dem Coup, geschmeichelt, wenn sie ehrlich zu sich war, sogar eine gewisse Zeit nach der Verlobung enthusiastisch. Doch je öfter sie den Leutnant sah, umso langweiliger war ihre Gegenwart. Er war irgendwie zu schneidig, ohne Tiefe und Substanz, schlimmer noch, die viel jüngere Adelstochter hielt ihn für ungebildet und dumm. Ihre Verehrung fürs Militärische hielt sich aus Sicht ihrer Mutter unerklärlicherweise in Grenzen, obwohl Pannewitz in der Paradeuniform mehr hermachte als alle anderen jungen Männer in Trier, was Jenny einräumte. Jennys Vater Ludwig dagegen galt als eingefleischter Zivillist, worüber sich Pannewitz in Andeutungen herablassend äußerte. Schnösel! Ihr Leben mit einem schnarrend auftretenden Offizier zu teilen, der zudem noch elf Jahre älter war als sie, konnte sich Jenny bald nicht mehr vorstellen. Sie löste die Verlobung. Eine wahre Tragödie in den Augen der Mutter. Jenny war schon 22 und nicht mehr taufrisch, wengleich, wie die Mutter inständig hoffte, noch unberührt. Gute Partien waren in Trier in diesen schlechten Zeiten rarer denn je. „Wir werden es alle erleben, leider, wie du als eine alte Jungfer verschrumpeln wirst und wenn dein Vater und ich nicht mehr sind, in Stellung als Hauslehrerin gehen musst.“ Haus-

lehrerin bedeutete radikalen gesellschaftlichen Absturz für ein Freifräulein aus Sicht ihrer Mutter. Und nicht ganz zu Unrecht.

„Dann haben wenigstens die Kinder was davon.“ Jenny sagte das nicht schnippisch, eher gelassen und fest. Mit einem Lächeln steckte sie die Kränkung weg.

Caroline rauschte aus dem Salon. Jenny blies die Wangen auf und klappte das Album zu, legte ihre alberne Stickerei auf den Tisch und ging zum Fenster. Ein trüber Tag mit milchiger Sonne, langweilig wie so viele, die vergangen waren und noch kommen würden. Im Moseltal sammelte sich Frühsommerwärme. Leichter Wind griff in die Vorhänge und wehte den Gestank der Straße nach oben. Jenny sah aus der Belle Etage hinunter auf die Gasse mit ihrem Schmutz, der Jauche und den Schlaglöchern. Im Sommer würden wieder die Schnaken in Schwärmen über die Menschen herfallen. Jenny verstand nicht, warum sich niemand um den Dreck kümmerte. Sie schloss die Fenster.

Dass ihre Mutter draußen laut vor sich hin schimpfte, wenn sie alleine war, aber sicher sein konnte, dass ihr Mann in seinem Arbeitszimmer, Jenny, ihre Geschwister und das Personal sie hörten, war normal. Jenny war sich ihrer Schuld bewusst. Es war ja nicht so, dass es ihr leicht gefallen war, den Pannewitz zu brüskieren und ihre Familie bloßzustellen. Aber sie war nicht die Frau, die Lebensentscheidungen traf, die nicht zu ihr und ihren Vorstellungen passten. Ihre Mutter übertrieb wie so oft. In Trier gab es noch eine Reihe guter Partien.

Der junge Apotheker Wrangel zum Beispiel, den Jenny schon immer mochte und alles andere als langweilig fand. Mein Gott, er war nicht von Adel, aber belesen, ein Freund von Musik und Malerei, ein angenehmer Mann. Indes, nicht angenehm genug zum Heiraten und außerdem mit seinem Hang zum Okkulten manchmal anstrengend. Oder Peter Glück, der ein paar Morgen bester Weinberge erben würde und Jenny anbetete. Ein kluger Kopf und guter Winzer, bieder, gemütlich und heimlicher Demokrat wie ihr Vater. Jenny konnte sich gut vorstellen, wie ihre Kinder auf dem Hof seines Gutes am Fuße der Weinberge spielten. Doch der Glück Peter fand nicht den Mut, sich zu erklären, und Jenny konnte als Frau nicht den ersten Schritt tun. Und wäre er wirklich der Richtige? Bodenständig und bescheiden, kein Großmaul wie Pannewitz, aber zu bescheiden war auch nichts. Hatte Caroline recht, wenn sie vor sich hin schimpfte, dass „das Fräulein Westphalen die Nase so hoch trägt, dass die Vögel drauf kacken.“ Wie vulgär, dachte Jenny. Und: wer trägt hier die Nase hoch? Ihre Mutter war selber aus bürgerlichem Haus, vielleicht legte sie deshalb so viel Wert auf alles Standesgemäße. Warum musste es einer aus Trier sein? Tiefste Provinz.

Das uralte Städtchen war nach der Befreiung von den Franzosen neuerdings Hauptort eines der fünf Regierungsbezirke der Rheinprovinz Preußens und so etwas wie der westliche Vorposten, an Luxemburg und Lothringen grenzend. Aber was bedeutete das für das Leben in Trier, fragte sich Jenny? Ein Synonym für Aufbruch, Wohlstand oder nur auskömmliche Existenz der Mehrheit der Einwohner weiß Gott nicht. Dass überall an öffentlichen Gebäuden nun statt der französischen Trikolore die schwarz-weißen Fahnen Preußens hingen und die Amtssprache deutsch war, niemand außer den Beamten und Soldaten profitierte davon. Seit Jenny denken konnte grassierten Krankheiten und Armut in Trier. Der Regierungspräsident bettelte mehrfach vergeblich den König um Hilfe für die Bevölkerung an. Es schien, als lebten alleine die Heerscharen von Ratten, Schnaken und Schaben gut in jener Zeit nach den napoleonischen Kriegen und dem Wiener Kongress. Je härter das Leben der Menschen, umso mehr hielten die sich höher nennenden Stände auf die Einhaltung gesellschaftlicher Rituale, wie es Jenny schien.

Höhepunkt im Leben einer höheren Tochter in der Stadt war natürlich der Debütantinnenball. Aber welches Mädchen konnte sich auf dem Terrain der Kupplerinnen unbefangen und frei bewegen? Erbauliche Chöre mit vielen jungen Stimmen sangen in den Kirchen und beim Winzerfest, das war weniger Jennys Fall. Eher schon die Fastnacht mit dem Maskentreiben in den Gassen und auf den Plätzen. Für ein paar aufregende Stunden konnte jeder sein, was er wollte. Das Marktweib eine Fürstin und ein hochwohlgeborenes Fräulein konnte als Marktweib ordinär austeilen. Im *Casino* gab man einen kleinen Ball mit Maskerade aus Venedig, so verwirrend, dass die Kupplerinnen sogar manchmal den Überblick verloren. Übers Jahr gastierte in Trier selten genug ein Streicherquartett aus Düsseldorf, wenn das Programm die Zensur passiert hatte, mit eher oft Gehörtem. Jenny versäumte dennoch keine Aufführung, auch wenn den Künstlern gelegentlich klägliche Fehler unterliefen. Ein Genuss dagegen waren die Klavierkonzerte im Hause des kultursinnigen Weinhändlers Jean-Baptiste Kattelbach. Leider liefen dessen Geschäfte schlecht. Das kleine *Palais Kattelbach* war inzwischen viel zu groß, nachdem Dienstboten entlassen werden mussten. Doch das Piano war stets wohlgestimmt. Zur Aufführung kamen, ohne dass die Zensur davon wusste, durch Friedrich Mücke stets Klaviersonaten von Beethoven. Mücke war brilliant, wurde aber offiziell geschnitten, weil er mit 45 noch ledig war und hinter vorgehaltener Hand geflüstert wurde, er gehe an verschwiegenen Stellen mit jungen Männern spazieren. Höhere Töchter wurden vielleicht gerade deshalb gerne zu ihm zum Unterricht geschickt. Im Falle von Jenny vergebens. Ihre Leidenschaft für Musik war groß, aber ihr Talent fürs Klavier zu bescheiden, was sie selbst schließlich einsehen musste. Wenigstens durfte sie Beethovens Klaviersonaten so oft wie möglich hören. Jenny liebte sie nicht nur wegen ihrer grandiosen Musikalität, auch weil die mit dem Komponisten romantische Gefühle verband. Es war Beethovens geheimnisumwitterter Brief an „die unsterbliche Geliebte“, der Jennys Herz so tief berührt hatte. Sie kannte die ersten Zeilen auswendig:

*„Mein Engel, mein alles, mein Ich. – nur einige Worte heute, und zwar mit Bleystift (mit deinem) – erst bis morgen ist meine Wohnung sicher bestimmt, welcher Nichtswürdiger Zeitverderb in d.g. – warum dieser tiefe Gram, wo die Nothwendigkeit spricht – Kann unsre Liebe anders bestehn als durch Aufopferungen, durch nicht alles verlangen, kannst du es ändern, daß du nicht ganz mein, ich nicht ganz dein bin ...“*

Wo einen Mann finden, der so fühlte und schrieb? Das verstockte Klima der Provinz schien Jenny gelegentlich die Luft abzuschnüren. Koblenz, Mainz, Bonn, die Welt war groß und voller Chancen. Irgendwo musste es doch die große Liebe geben und am Ende doch aufwärts gehen. Aber wie kommt eine höhere Tochter, Anfang zwanzig, raus aus Trier? Man braucht einen Anlass. Und es gab keinen für Jenny von Westphalen. Da war eine Stellung als Hauslehrerin keine der schlechtesten Aussichten. Aber dafür hätte sie alle Ehepläne in den Wind schlagen müssen. Hauslehrerinnen wurden vom Adel respektiert, aber nicht geachtet und galten als Neutren.

Tack, tock, tack, tock ... Jenny hörte Lenchens Holzpantinen auf dem Kopfsteinpflaster der Gasse klappern. Da hatte es jemand aber eilig! Jenny vernahm, wie Lenchen die Schuhe ins Regal pfefferte und auf Strümpfen die Holzterasse heraufstürmte. Die Tür flog auf.

„Hier, lies vor“, Lenchen war außer Atem. Sie hielt Jenny die Zeitung entgegen. Die Post für den Vater hielt sie in der anderen Hand. „An der Postkutsche aus Koblenz haben sie gesagt, es steht was über den Marx Karl drin.“

„Klar, wenn was über deinen Karl drin steht, ... dann.“ Anscheinend hatten die Gerüchte, die seit Tagen zwischen den Dienstboten der Nachbarn hin und her schwirrten, realen Boden. Jenny nahm die Zeitung und blätterte. Lenchen, sie kannte nur ein paar Buchstaben des Alphabets, hatte die Zungenspitze zwischen die Lippen geschoben und sah Jenny erwartungsvoll an. Die beiden jungen Frauen waren gemeinsam im Hause Westphalen aufgewachsen, Lenchen Demuth von der Straße aufgelesen als Magd, Jenny als die älteste Tochter von Caroline und Ludwig. Klar, dass es kaum ein Geheimnis gab, das sie nicht teilten. Jenny kannte Lenchens Schwärmereien für den jungen Marx von nebenan, mit dem sie aufgewachsen war.

„Also ...“ Jenny begann zu blättern und las resümierend vor: „Der Regierungspräsident hat bei der Visite zu Köln den Innenminister ersucht Mittel bereit zu stellen, um im Rheinland wegen der Maul- und Klauenseuche die Viehbestände examinieren zu lassen und im Falle von Infektion Sperrbezirke einzurichten damit ... Das interessiert höchstens meinen Bruder.“ „Weiter, bitte.“

Jenny lächelte und spannte Lenchen auf die Folter. „Im Vermischten steht, dass die Beerdigung vom Anselm Kurz unter lebhafter Beteiligung stattgefunden hat. Soll ich das vorlesen?“ „Nein, vielleicht bei den Annoncen.“

„Aha, richtig, bei unserem Nachbarn tut sich wirklich was...“ Jenny hob die Stimme und Lenchen schmiegte ihren Kopf an den Jennys, so als könnte sie selbst lesen. „Der Preußische Justizrat Dr. Heinrich Marx beehrt sich anzuzeigen, dass sein Sohn, Studiosus der Jurisprudenz zu Bonn, für eine Woche das elterliche Haus beehrt.“

„Er war wirklich schon eine Ewigkeit nicht mehr da. Wie er wohl aussieht, und ob er schon einen Bart hat?“

„Einen Bart? Ach du liebe Zeit, der niedliche ‚Mohr‘ von nebenan. Weißt du noch, wie ihm das Wams zu eng war und die Ärmel zu kurz, weil er so gewachsen ist?“ Weil er ein dunkler Typ war, nannte man Karl in der Familie und der Nachbarschaft oft den Mohren.

„Hübsch war er aber schon immer, oder?“

„Ja, schon, aber die Zeit vergeht, Lenchen. Bestimmt hat er eine Brille mit Gläsern dick wie Vaters Lupe. Kurzsichtig und blass wird er sein vom vielen Lesen und studieren. Und vielleicht ist er heimlich zurück konvertiert zum Judentum und trägt Hut, Kaftan und Stirnlocken?“

Lenchen schüttelte bei der Vorstellung entsetzt den Kopf.

Jenny konnte sich nicht beherrschen und setzte noch einen drauf: „Hast du dich schon mal gefragt, ob er beschnitten ist, der Karl. Es ist doch verdächtig, dass er so spät getauft worden ist.“

Lenchen kicherte. Sie hatte noch nicht einmal beim heimlichen Stöbern in den Büchern des Geheimrats eine wissenschaftliche Abbildung eines Beschnittenen gesehen. Aber sie hatte eine Vorstellung, wie so etwas aussehen könnte. „Mir wär's egal“, behauptete sie aufs Geratewohl.

Jenny lachte. „Naja, dann hat der Karl noch mal Glück gehabt. Geh' jetzt und bring' meinem Vater die Post“.

Lenchen warf einen Blick auf die Briefe, die sie immer noch in der Hand hielt, sie schlug die Hand vor den Mund und verschwand. Was folgte war ein kurzer, schwer verständlicher Wortwechsel zwischen Mutter, Köchin und Lenchen hinter verschlossener Tür, in das sich die nasale Stimme von Vater Ludwig mischte, der sich beschwerte, dass über die Wiederkehr von Karl ein Gewese gemacht wird. Es sei im Gegenteil die Frage zu stellen, warum der junge

Herr die Preußische Provinz an der Mosel seit Jahr und Tag meidet wie der Teufel das Weihwasser. Lenchens Plädoyer für Karl wurde von der Mutter unterbunden, die sich aber nicht verkneifen konnte ihrem Mann hinterherzurufen:

„Tu' nicht so beleidigt, Ludwig. Du freust dich doch insgeheim auf eure Heimlichtuerei und die endlosen Debatten. Aber vielleicht steht er schon geistig über dir und seinem Vater, der junge Herr Studiosus mit seinen modernen Ideen und erklärt euch den Code Napoleon.“ Eine Tür fiel ins Schloss.

Jenny lächelte über Lenchens naive Schwärmerei. Für wen alles hatte Jenny sich mit 16 verzehrt? Heimlich Liebesbriefe entworfen und sofort wieder verbrannt. Warum sollte sich das Lenchen nicht in den Sohn eines Preußischen Justizrats verlieben? Gedanken und Gefühle sind frei. Lenchen war doch noch ein Kind, als der Marx Karl nach Bonn abreiste, übrigens unter einem ähnlichen Getöse im Anzeigenteil der Zeitung, und er war genauso ein Kind, einer mit zu kurzem Wams und Hosen, das obendrein noch lispelte. Obwohl, ... damals schon mit dem Vater andauernd politisieren, Zigarren rauchen und das große Wort mit 14 Jahren führen, das war typischerweise der Marx Karl. Und das imponierte Jenny. Nicht das unreife Gehabe, aber sein wacher, klarer Geist und die vor Leidenschaft sprühenden Augen. Zum Beispiel als es um die Ständeordnung ging. Karl war auf dem Viehmarkt an den römischen Thermen wütend dazwischen gegangen als ein Händler mit der Peitsche brüllend und zugleich lachend im Suff grundlos einen alten Knecht gezüchtigt hatte. Es half nichts, der Knecht wurde in den Dreck getreten. Karl rissen sie weg, hielten ihn fest, er blieb verschont, weil er, ersichtlich für die Markleute, von besserem Stand war. Seine Empörung über die Willkür rauchte wie schwelendes Feuer, warum hatte der betrunkene Viehhändler nicht auch den Mut sich Karl zu stellen und damit den Zorn der besseren Stände auf sich zu ziehen? Weil er wusste, dass er den Kürzeren ziehen würde. So wie er seine Macht gegen den Knecht austobte, kuschte er vor der Macht der höher gestellten.

„Hat Gott nicht alle Menschen gleich gemacht? Steht es dem Menschen zu, dann Ungleichheit zu schaffen?“ polterte der gerade mal 14jährige Karl noch Tage später im *Goldenen Salm* in vertrauter Runde.

Man muss sich das mal vorstellen, Jennys Vater hatte schon 1832 im Winter nicht nur ihren jüngeren Bruder Edgar, auch den Karl mit in eine Diskussionsrunde mit dem Vater Marx und verkappten Liberalen, Atheisten und Antimonarchisten eingeladen, wo sie alle vom Leder ziehen durften. Und sogar Jenny und die Suse Kattelbach konnten dabeisitzen und zuhören, hatten aber den Mund zu halten. Eine wirkungslose väterliche Anordnung, denn Jenny redete ungefragt mit. Nicht nur Caroline, die Mutter, auch Jennys Halbbruder Ferdinand und ihre jüngere Schwester Helena durften von der Konspiration nichts wissen. Umso aufregender waren die heimlichen Debatten bei Treffen im Hinterzimmer des *Goldenen Salm*, als *Erbaulicher Lesekreis für den gebildeten Nachwuchs* getarnt.

Nach lähmenden Wirtschaftskrisen und den Revolutionen und Aufständen in Frankreich, Belgien und Polen Anno 30 und dem Hambacher Fest im 1832er Jahr mit der demokratischen Revolte unter den Studenten, die sich überall zu Korporationen zusammenschlossen, schien die Zeit reif für eine gründliche politische und wirtschaftliche Neuordnung Deutschlands, ja ganz Europas. Der Ruf nach Freiheit, Volkssouveränität und nationaler Einheit Deutschlands dröhnte auch in Trier gegen die Mauern der Restauration, aufgerichtet vom *Deutschen Bund*.

„Die Freiheit ist es wert, auf die Barrikaden zu gehen“, tönte Karl damals unter dem frischen Eindruck der Ereignisse und fuchtelte mit der Zigarre herum. Er konnte nicht erwarten,



selbst einer studentischen Landsmannschaft beizutreten, aktiv zu sein, das Schicksal der Nation mitzubestimmen. Jenny blieb skeptisch. Denn es schaffte keiner der Wortführer, auch nur den Dreck und die Jauche von der Straße zu bekommen, die Bestechlichkeit der Marktkontrolle, die Ganoven auf den Landstraßen und den Diebstahl von Wäsche von der Leine zu verfolgen und zu bestrafen, was sie unermüdlich forderte. Jenny faszinierte zwar das Feuer der Diskussion, obwohl sie alles gerne etwas konkreter, praktischer, im Alltag fortschrittlicher gehabt hätte.

Deswegen hielt sie es dann am Ende doch lieber mit ihrem Vater, der dem jungen Marx zu bedenken gab, es sei zwar leicht, eine Revolution anzuzetteln, aber sehr schwer, eine wirklich gerechtere Gesellschaftsordnung auf Dauer zu errichten.

„Was wir brauchen ist ein weiser Herrscher“, funkte der junge Karl dazwischen, „wie Plato, ein Philosoph. Aber wie viele Philosophen gibt es auf deutschen Thronen?“ Und dann traf er Jennys Vater am wunden Punkt, indem er aussprach, was jeder wusste: „Eure ehemaligen Vorgesetzten in Berlin, werter Herr von Westphalen, machen es Euch immer schwerer, Eure Pension in Ehren zu verzehren, nur weil durchsickert, dass Euer freier Geist nicht verstummt, wenn die Pfaffen oder die Obrigkeiten um den Weg sind. Ist das eine gerechte Regierung, die den Verstand dessen nicht achtet, der nah bei den Menschen ist?“

Das Schweigen danach war beredt. Und auch Karl schwieg plötzlich, weil ihm sein Vater unter dem Tisch einen Tritt versetzte und das Weinglas hob, um auf das Wohl des verehrten Nachbarn anzustoßen und die Jugend nach Hause zu schicken. Debattierend zogen Jenny und Suse zusammen mit Edgar und dem kleinen Mohr Karl Richtung Schildergasse. Die Väter tranken noch den einen oder anderen Schoppen und mussten sich auf dem Heimweg vom *Erbaulichen Lesekreis* gegenseitig stützen, um nicht im Unrat zu straucheln. Als sie am Schilderhaus vor der *Alten Polizei* vorbeikurvt, senkten sie die Stimmen. Als sie um die Ecke waren, sangen sie die Marseillaise, etwas falsch in den Tönen, aber für mögliche Denunzianten unverkennbar.

Ach Gott, ja, der Karl, seufzte Jenny, wenn es nur nicht die Schranken in der Gesellschaft gäbe, die unüberwindlich waren. Wie hätte sie dem Lenchen nicht nur den Schwarm, auch einen Gatten Marx gegönnt. Das Lenchen war ein gutes Mädchen, aufgeweckt, hilfsbereit, vertrauenswürdig und kinderlieb. Eine mit 14 Jahren aufgeschossene Blonde, hübsch anzusehen, mit hoher Stirn und blauen Augen. Dass sie nicht lesen konnte? Der Karl würde es ihr im Handumdrehen beibringen. Dass sie keine gehobene Konversation führen konnte, egal. Auch Jennys Mutter war keine Meisterin des Geplauders und die Madame Marx, Karls Mutter, schon gar nicht. Zu schlecht war ihr Deutsch. Wenn der Mohr erst einmal erwachsen war, würde er eine Frau brauchen, die ihm auch mal Zunder gibt. In einer neuen Welt, von der ebenso heimlich wie oft gesprochen wurde, würde vielleicht die Herkunft nicht mehr darüber entscheiden, wer mit wem glücklich sein darf, dachte Jenny.

Auch im Falle von Karl. Auch er würde es einmal nicht leicht haben, eine gute Partie zu machen. Jude durch und durch, pflegte Jennys Bruder Ferdinand bei jeder Gelegenheit abfällig zu betonen. Karls leidenschaftliche Eloquenz, sein Scharfsinn und seine Belesenheit mochte er von den Vorfahren aus alten Rabbinergeschlechtern geerbt haben. Für Ferdinand war deswegen nicht nur der junge Karl, nein alle Marxens zutiefst verdächtig, heimliche Staatsfeinde oder mindestens vaterlandslose Gesellen zu sein. Es geht den Juden nicht ums Prinzip wie uns Preußen, behauptete er. Und dann noch das verurteilenswerte liberale Element! Karls Vater Heinrich war schon amtlicherseits nach einem am 13. Januar 1834 veranstalteten Bankett der liberalen *Trierer Casino Gesellschaft*, bei dem er eine Rede hielt, zu einer polizei-

lichen Vernehmung zitiert worden, weil er den Preußischen König verunglimpft haben sollte. Umso wütender war Ferdinand als Heinrich Marx seinen Kopf mit dem Argument aus der Schlinge zog, dass er in seiner Rede nur der Hoffnung Ausdruck gegeben habe, der König werde immer für die gerechten und vernünftigen Wünsche seines Volkes offen bleiben. Typisch Jude eben! Ferdinand konnte sich über die Eskapaden des Justizrats Marx im *Casino* endlos echauffieren und vergaß dabei gerne ähnliche Eskapaden des eigenen Vaters.

Jenny fühlte sich von der Engstirnigkeit ihres Bruders oft genug abgestoßen. Er, der 14 Jahre Ältere, spielte sich als das Familienoberhaupt auf, weil er nach einer ungewöhnlich schnellen Karriere schon mit 31 Jahren Oberregierungsrat in Erfurt war und behauptete, seine Hand schützend über den eigenen Vater halten zu müssen, damit der störrische Alte wegen seiner liberalen Gedanken und Phrasen in Berlin auffällig geworden, nicht ein Disziplinarverfahren und die Kürzung seiner ohnehin knappen Ruhebezüge riskierte. Das allerdings war anerkennenswert, wie Jenny einräumte, die sich selbst um den Alten mit seinem losen Mundwerk sorgte. Ferdinand führte sich herrschsüchtig auf, wenn er nach Hause kam. Wie ein Feldwebel stolzierte er durchs Haus, kontrollierte, ob auch auf dem Schränken Staub gewischt war und ob das Personal gereinigte Fingernägel hatte, bevor in der Küche Gemüse geschnitten wurde. Kleinlich, aufgeblasen und anmaßend, wie Jenny fand, war sein Umgang mit der ganzen Familie. Sie war jedes Mal froh, wenn Ferdinand die Tür hinter sich schloss. Doch er kam häufiger als von Jenny gewünscht nach Trier.

Beim Mittagessen erklärte Ludwig seiner Familie mit bemerkenswerter Beiläufigkeit zwischen Suppe und Hauptgang, dass sich auch Filius Ferdinand wieder einmal angekündigt habe. Und, ein Zufall, er werde am Donnerstag wohl mit derselben Kutsche wie der Karl von nebenan in Trier eintreffen.

„Du meine Güte!“

„Jenny!“ mahnte Caroline.

Unbeirrt provozierte Jenny: „Tragen heute die korporierten Studenten nicht offen ihren Deegen? So wird es Mord und Totschlag in der Kutsche geben?“

Lenchen ließ bei der Vorstellung fast die Platte mit Schweinekoteletts und Kartoffeln fallen.

„Unfug“, knurrte Ludwig, „Jennychen, du hast vielleicht manchmal eine Phantasie!“

Blut war keines geflossen. Zum Glück! Man erwartete die nachbarschaftliche Aufwartung am Tag nach dem Eintreffen der beiden Männer in Trier. Für Jenny war die Visite eine amüsante Abwechslung. Die Familie saß im Salon, Ludwig in heiterer Spannung, seine Frau rechts an der Seite, sich um einen noblen Gesichtsausdruck bemühend, Ferdinand links, mit hochgerecktem Kinn. Ihm gelang das Strenge im Blick perfekt. An der Seite die Geschwister Helena und Edgar.

Lenchen huschte herein, rot bis unter die Haarspitzen. Sie platzierte das versilberte Tablett vor den Hausherren und schob die Visitenkarte aus feinstem Papier zurecht. Auf ihr war in schlichter Antiqua gedruckt:

KARL MARX  
stud. iur.

Mehr nicht.

Ludwig sagte: „Ich lasse bitten.“

Lenchen huschte zurück und öffnete die Tür. Jenny blickte auf. Und vor ihr stand ein Mann!

Ein Mann, schlank mit breiten Schultern, das dunkle und doch blasse Gesicht mit hoher Stirn war geradezu überwölbt von einer ungewöhnlichen schwarzbraunen Haarmähne, die Augen strahlten, Wangen und Kinn waren sorgfältig rasiert. Und von wegen zu kurzes Wams! Der Rock mit hohem Kragen und Seidentuch saß genauso tadellos und straff, wie Gürtel und Beinkleider. Die Mütze mit den Farben seiner *Treveraner Landsmannschaft zu Bonn* klemmte unter seinem rechten Arm. Die Linke ruhte auf dem Korb des Degens an seiner Seite. Nur die Stiefel schienen Jenny ein wenig zu affig mit den Andeutungen von Sporen. 18 Jahre und schon ein Mann!

Nicht nur das kleine Lenchen war tief beeindruckt. Sie stand mit halb offenem Mund an der Tür. Jenny lächelte überrascht und Karl lächelte zurück mit winziger Andeutung eines Nickens.

„Nun schau’ her, unser lieber Nachbar Karl“, Ludwig stand auf und schüttelte dem Studiosus die Hand, klopfte ihm auf die Schulter, fragte überflüssigerweise, man traf die Nachbarn ja ständig, nach dem Befinden der Eltern und Geschwister.

„Gut, der Vater laboriert zwar wieder mit Blutegeln an seinen Krampfandern und immer noch mit Eukalyptus und Arsentropfen am Husten, ja, aber sonst gut ... allenthalben. Und Ihr selbst, mein lieber Herr Geheimrat?“

Karl hatte eine schöne, warme Stimme, nicht sehr laut. Seinen Dialekteinschlag verbarg er nicht. Er war stolz von der Mosel zu stammen. Jenny gefiel, wie er sprach. Auch wenn er immer noch ein wenig lispelte.

„Aber setzt Euch doch. Oder kann ich noch Karl sagen?“

„Freilich.“

„Du hast dich gemacht, mein Junge,“ fuhr Ludwig zufrieden fort. Caroline winkte Lenchen ungeduldig, damit sie Tee und Konfekt bringe. Ferdinand beließ es mit einem knappen Handschlag ohne sich zu erheben. Jenny reichte Karl die Hand mit geübter Geste für die Andeutung eines Kusses, begleitet von einem forschenden Blick Karls, den Jenny eigentümlich anregend fand.

Nachdem die üblichen Höflichkeitsfloskeln ausgetauscht worden waren und jeder etwas vom Gebäck genommen hatte und die Männer am Tisch ihre Zigarren pafften, fiel ein Reizwort, als Ludwig fragte: „Und Bonn? Das Leben hier in der Provinz ist ja tagein, tagaus dasselbe. Wer so weit gereist ist, sogar mit einem Köln-Düsseldorfer Dampfschiff den Rhein herauf nach Koblenz, muss berichten. Man hört, dass drüben in Bonn und Köln vereinzelt der Ruf nach Wahlen laut wird.“

Bevor Karl die Tasse abgestellt hatte, preschte Ferdinand vor mit einem „Vater, dagegen gehen wir schärfstens vor!“

„Ferdinand, ich habe den jungen Herrn Marx gefragt, ob Demokraten im Rheinland tatsächlich mit dem Ruf nach Wahlen von sich reden machen, nicht was unser gütiger Friedrich Wilhelm unternimmt.“ Ludwigs Ton war plötzlich sehr förmlich.

Wie immer, wenn es um Politik im Hause Westphalen ging, entfernte sich Caroline unter einem Vorwand auf Zehenspitzen und warf Jenny und ihren jüngeren Geschwistern einen auffordernden Blick zu. In Jennys Fall vergeblich, zu neugierig war sie einerseits auf die Nachrichten aus der weiten Welt und zu sehr war sie angezogen von der lässigen, souveränen Art, mit der Karl den verbalen Säbelhieb ihres Bruders parierte. Ein feines Lächeln, ein winziges Schulterzucken und ein etwas zur Seite geneigter Kopf, mehr nicht. Das hatte nichts mehr von der früheren Großspurigkeit, aber durchaus etwas Arrogantes. Warum eigentlich nicht?

Ludwig fragte Karl: „Und, Karl?“

„Der Ruf nach Wahlen wird endlich lauter, in der Tat und zu Recht, wir brauchen ein Parlament und eine Verfassung. Preußen verstockt sonst. Das Volk ist der Souverän und ganz Deutschland muss ein Reich werden. Wer die Geschichte lesen kann, stellt fest, dass dies zwangsläufig ist.“

„Kant! Es ruft also doch die Vernunft!“ Ludwig schien angenehm berührt. Ferdinand flüchtete in das blasierte Lächeln eines scheinbar Mächtigen, während Karl fortfuhr:

„Ja. Und man fordert bürgerliche Rechte. Und was Eure Meinung betrifft, Ferdinand: seine Majestät kann dagegen vorgehen, aber man weiß selbst in Berlin, das Rheinland ist etwas Besonders. Es weht ein freier Geist, es gilt mehr der Esprit und weniger preußische, protestantische Tugend, so sehr sie sich im Falle Friedrich Wilhelms mit Kunst und Musik schmückt.“

Der Hieb saß. Jenny beobachtete lächelnd, wie Ferdinand es vorzog, Karl mit einem Blick zu messen, als habe er einen Schwachsinnigen vor sich. Ludwig fand Karls Bemerkung interessant, fragte aber, was es an der Tugend auszusetzen gäbe?

„Nichts, wenn sie nicht als Vorwand für Bevormundung und Unterdrückung herhalten muss.“

„Siehst du“, sagte Ludwig zu seinem Sohn.

„Tugend, das Wort muss doch heute für alles herhalten“, ergänzte Jenny.

„Mir ist klar, dass du für Tugend nicht viel übrig hast, meine liebe Schwester.“

Karl kannte den Konflikt um die gescheiterte Verlobung im Hause Westphalen und lenkte ab:

„Die Vorstellung, dass der Mensch als staatsstreuer Untertan keinen eigenen Willen haben soll und wie eine Marionette funktioniert, setzt doch voraus, dass es einen Marionettenspieler gibt, welcher mit Sinn und Verstand und einem Plan die Fäden zieht.“

„Seine Majestät!“

„Sind seine Majestät nicht offenbar überfordert, Millionen Untertanen, Mann für Mann, Frau für Frau an der Leine zu führen wie Hunde? Staatsführung gelingt doch nur, indem der Monarch jedem Freiheit und Vertrauen gewährt.“

Nun plusterte sich Ferdinand auf, verfiel in das „er“, von oben herab. „Wie will er als Student der Jurisprudenz denn jemals reüssieren, wenn er nicht Gesetze achtet? Da könnte ja jeder kommen und selber König spielen.“

„Die Fürsten stimmen im Reich ja auch gleichberechtigt ab, warum nicht wir? Sind wir von minderem Verstand?“ Ludwig der Liberale!

„Es geht um Macht im Staat, nicht um Verstand!“

Jenny prustete bei diesem Satz los. „Danke, Ferdinand!“

„Ich verbiete dir zu reden, Jenny!“ fauchte der Bruder. Jenny lachte laut, Ludwig schmunzelte und Karl sah sehr gespannt in die Runde. Ferdinand musste noch etwas draufsetzen: „Ich verbiete dir so zu denken, Jenny!“

Karl legte seine Zigarre in den Aschenbecher und begann leise zu singen. Es war das Revolutionslied, das nach dem 1810er Jahr auf Flugblättern aufgetaucht war, von anonymer Hand, sich dennoch verbreitete wie das buchstäbliche Lauffeuer:

*„Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten?  
Sie fliegen vorbei wie nächtliche Schatten;  
kein Mensch kann sie wissen,  
kein Kerker verschließen.“*

*Wer weiß was es sei,  
die Gedanken sind frei.“*

Ferdinand verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln, das Überlegenheit signalisieren sollte. „Ein billiger Gassenhauer, zu dem sich noch nicht einmal der Dichter bekennt. Aufrührerischer Unfug. Die Jugend denkt nicht demokratisch, sie steht zu unserem König und seiner ebenso gütigen wie absoluten, gottgegebenen Herrschaft.“

Karl setzt einfach den Text des Liedes fort, mit einem feinen Lächeln und einem flirtenden Blick auf die strahlende Jenny. Klar, dass einer wie Karl wusste, wie er auf Frauen wirkte. Jenny fühlte sich dem etwas ausgeliefert. Sie verließ die Runde der Männer mit der Andeutung eines Knickses und hörte Karl noch zitieren:

*„Denn meine Gedanken  
zerreißen die Schranken  
und Mauern entzwei;  
die Gedanken sind frei.“*

Draußen sah Lenchen Jenny erwartungsvoll an, sie wartete auf einen schwesterlichen Report. Doch Jenny verschwand wortlos in ihrem Zimmer. Dass der Disput im Salon ausgegangen war wie Jenny vermutet hatte, konnte sie daraus schließen, dass Ferdinand die Holztreppe wütend hinauftrampelte, während ihr Vater den Gast sonor nälend zur Tür begleitete. Karl lachte kurz auf, dann schloss sich die Tür.

Ferdinands Königstreue war nicht von Ehrgeiz getriebener hirnloser Gehorsam. Nein, Ferdinand bewunderte seinen Monarchen, vielleicht war der Preußenkönig der einzige Mensch, den Ferdinand liebte. Friedrich Wilhelm III hatte nicht nur Frankreich 1813 in einer entscheidenden historischen Stunde den Krieg erklärt und wesentlich mit seinen fähigen Generalen dazu beigetragen, Europa von der Herrschaft Napoleons zu befreien. Es war ihm gelungen, dass beim Wiener Kongress das katholische Rheinland dem protestantischen Preußen zugeschlagen wurde. Preußens Gloria! Jenny wusste, dass ihr Bruder den König als grundehrlichen, fähigen Staatenlenker verehrte, dem er treu diente, dessen knappe Redeweise er kopierte und dessen Dogma, der Staat verlange von jedem Bürger absoluten, widerspruchslösen Respekt und Gehorsam, Ferdinand verinnerlicht hatte. Dass diese Haltung zu alltäglichen Konflikten in einem liberalen Haus führen musste, war klar. Doch deswegen ihrem Bruder aus Prinzip nicht zu widersprechen, nur weil er Oberregierungsrat seiner Majestät war, kam Jenny nicht in den Sinn, genauso wenig wie ihrem Vater oder dem jungen Marx.

Jenny kannte die extremen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Vater und dem Halbbruder. Ihre Mutter litt unsäglich darunter, und Jenny teilte mit ihr die ständige Furcht, dass durch Denunziation Berlin noch mehr darüber erfuhr, wie sich der pensionierte Geheimrat Ludwig von Westphalen hinter vorgehaltener Hand über König und Vaterland äußerte, durch Hochwürden Wollschläger zum Beispiel, einem gefürchteten Intriganten und Denunzianten. Ludwig und er waren Todfeinde, seit von Westphalen den Priester beim Bischof angezeigt hatte, weil er seine Hände nicht bei sich behalten konnte, wenn er in Gesellschaft von jungen Damen war. In Wirklichkeit betrieb Westphalen die Versetzung von Wohlschläger, weil er ihn im Verdacht hatte, dass er Kommunionkinder über die politischen Gespräche zu Hause ausfragte und fleißig Listen über angebliche oder tatsächliche Demokraten in der Stadt anfertigte, wobei ihm die wenigen Protestanten wie Westphalen ein besonderer Dorn im

Auge waren. Jenny schätzte an Ferdinand, dass nichts von dem nach außen drang, was in der Schildergasse geredet wurde, obwohl es Ferdinand oft genug schmerzhaft gegen die Natur ging und dass er Mutter und Schwester beruhigte, wenn sie wieder einmal Anlass zur Sorge hatten, Wollschläger werde die Familie anschwärzen.

Jenny trat ans Fenster und sah Karl zurück ins Nachbarhaus gehen. Die Sporen an seinen Stiefeln klirrten auf dem Kopfsteinpflaster, eine Gruppe Gänse nahm mit langen Hälsen schnatternd Reißaus, als er einer dreckigen Pfütze auswich. Karl grüßte den Schreiner, der Holz von seinem Fuhrwerk ablud. Dass Karl sich dabei noch einmal zum Westphalenschen Anwesen umsah konnte etwas bedeuten, musste aber nicht.

Am folgenden Tag bekam Jenny nicht viel von Karl mit, auch wenn sie sich mehrfach ins Dachgeschoss bemühte, um einen Blick in den Hinterhof und den Garten des Marx-Hauses zu werfen. Sie bekam diesen Mann einfach nicht aus dem Kopf. Weil die Gedanken in der Tat frei sind, ließ Jenny sie schweifen, zügelte sich aber ständig, weil ihr klar war, dieser Mann ist erst ein Studiosus, außerdem vier Jahre jünger. Wann würde er in Amt und Würden sein, bei der Regierung oder Advokat wie sein Vater, um eine Familie gründen und ernähren zu können? Gerade weil die Kluft so tief, der Altersabstand so weit war, konnte man sich doch auf ein Frau-und-Mann-Spielchen einlassen, dachte Jenny. Nichts Verhängliches oder gar Verbindliches. Man hörte ja so allerlei, welch ein freies, ungebundenes Leben die Studiosi führten. Auch wenn Jenny nicht die nötige Erfahrung besaß, sie glaubte Karl anzusehen, dass er nicht abgeneigt schien, auf eine kleine Koketterie einzugehen. Es bedeutete ja nichts.

Es war Zeit, Lenchen vorzuschicken. Mit lodernder Eifersucht hatte die Magd Jennys urplötzlich gesteigertes Interesse an dem Nachbarsohn registriert. Widerwillig, aber dann doch aus eigener Neugier kundschaftete sie über die Dienstboten der Marxens aus, dass Karl vor dem Abendessen für einen frühen Schoppen in den *Goldenen Salm* gehen werde, wo sich nach der Arbeit der eher liberalere Teil der Trierer Männergesellschaft einfand.

Dass Jenny mit Lenchen an der Seite Karl rein zufällig den Weg kreuzte, fiel zumindest ihm nicht auf. Er schien irgendwie in Gedanken, freute sich aber sichtbar, Jenny zu treffen. Lenchen bedachte er nur mit einem freundlichen Seitenblick und kurzem Gruß. Sie gingen ein Stück des Weges gemeinsam, redeten, lachten, es kam sogar so weit, dass Jenny Karls Arm flüchtig berührte. Reine Absicht, wie Lenchen fand, die mit einem Schritt Abstand mit Tränen bitterer Enttäuschung kämpfend hinter den beiden herging, wie es sich ziemte. Sie hasste in diesem Moment nicht nur Jenny und die Privilegien einer höheren Tochter. Lenchen musste sich zudem mühsam einreden, dass der arme Karl nichts als nur ein bedauernswertes Opfer der Durchtriebenheit einer gewissen Person war. Vor dem *Salm* blieb Jenny noch plaudernd bei Karl stehen, damit ja auch wirklich ganz Trier mitbekam, was sich da anbahnte, dachte Lenchen und knetete ihr Taschentuch in den Händen.

Mit dem Pannewitz war Jenny kein einziges Mal ausgegangen, aber nun lockte sie Karl mit einem Seufzen: „Die Luft hier im Tal ist einfach schlecht. Der Gestank, die Jauche überall. Man kommt viel zu wenig raus auf die Höhe.“

Die Rechnung ging auf. Karl schlug einen Spaziergang in die Weinberge vor. Jenny spürte, dass sie ihn an der Angel hatte, gab aber ein wenig Leine, indem sie zuerst vorschützte, sehr beschäftigt zu sein. Doch Karl ließ sich nicht von der Idee abbringen.

„Morgen um drei nach der Mittagsruhe“, schlug er vor. „Wie lange war ich nicht mehr in den Weinbergen!“

„Man hat auch einen schönen Blick ins Tal und auf die Stadt“, ergänzte Jenny und jubelte innerlich, dass ihr Plan aufzugehen schien. Durchaus mit Absicht legte sie noch einmal ihre Hand beim Abschied auf Karls Arm und blickte ihm in die Augen, bis er sich lächelnd abwendete und in die Wirtschaft ging.

Als Jenny sich umdrehte, sah sie Wut und Tränen in Lenchens Gesicht.

„Lenchen ich weiß, du schwärmst für den Karl, aber, schau, du bist doch noch so jung ...“

„Du nicht mehr!“ kam es fauchend zurück. Das saß!

„Benimm dich! Der Karl ist nichts für dich.“

„Nur weil er jetzt ein hübscher Galan ist und deinem Vater nach dem Munde redet ist er plötzlich interessant?“

Jenny war wütend: „Wir gehen morgen spazieren, mehr nicht. Und du kommst mit.“

„Nein“, fauchte Lenchen. Es war ihr einziger Trumpf, dass ein Fräulein von Stand und Ansehen nicht alleine mit einem jungen Herrn gesehen werden durfte.

„Doch, du gehst mit!“

„Für dich gibt es keine Grenzen. Warum gehst du nicht gleich alleine mit ihm in die Weinberge?“

Jenny konnte nicht durchgehen lassen, dass sich Lenchen derart widerborstig aufführte, und sie musste sich schon gar nicht von ihrer Magd beleidigen lassen, selbst wenn sie wie Schwestern waren. Zurück in die Schildergasse gingen sie schweigend. Lenchen spürte ein Donnerwetter kommen, das sich auch prompt über ihr entlud. Ferdinand, der immer für die Einhaltung von Prinzipien war, musste die Strafpredigt halten. Er rief Lenchen in der sicheren Gewissheit zur Ordnung, damit der Moral im Hause von Westphalen einen Dienst zu tun. Lenchen heulte und nahm hin, dass ihr der Oberregierungsrat eine knallende Ohrfeige versetzte, weil sie stur eine angemessene Entschuldigung verweigerte. Jenny stand unterdessen an ihrem offenen Kleiderschrank und überlegte, was sie morgen anziehen sollte. Nicht zu bieder, nicht zu auffällig. Schwierig!

Die Sonne kam hinter weißen Frühsommerwolken hervor, verschwand wieder und malte wandernde Schatten auf die Gasse und die Fassaden. Jenny entschloss sich, dennoch ohne Parasol auszugehen. Das schmollende Lenchen musste bei der Garderobe behilflich sein. Wie verabredet holte Karl die Nachbarstochter ab. Er trug wieder Verbindungsmütze und Degen. Das setzte ein Zeichen. Jenny sah, hier kommt einer, den man ernst nehmen muss. Nach höflichem Wortwechsel verließen Jenny und Karl das Haus, schlenderten mit Lenchen im Schlepptau an dem unsäglich lauten und dreckigen Viehmarkt nahe den römischen Thermen vorbei. Dort ging es immer rau und hart zu. Sie sahen wie ein Bauer eine Magd mit Tritten traktierte, weil sie versehentlich einen Milchkübel umgestoßen hatte. Jenny blickte Karl prüfend von der Seite an, sah, wie er die Kiefer aufeinander presste. Er griff nicht ein wie damals vor vier Jahren.

Karl spürte den Blick von Jenny und sagte: „Man muss das Ganze verändern, um den Menschen zu helfen.“

Jenny verstand was er meinte. Sie ging trotzdem zu dem verzweifelt weinenden, gezüchtigten Mädchen, half ihm auf und schrie den Bauern an. Die Marktleute liefen zusammen. Karl trat zu Jenny und der Magd. Lenchen versteckte sich halb hinter ihm. Karl klopfte mit der beringten Hand an seinen Degen in der Scheide. Ruhe trat ein. Die Magd wischte sich Tränen und Dreck aus dem Gesicht und starrte Karl und Jenny an. Voller Furcht und Unsicherheit.

Karl und Jenny gingen weiter. Nachdenklich. Bis Karl sagte: „Du hast mich mit deiner Tapferkeit beschämt.“

„Nein, - du hast ja recht, Karl, es hilft der Magd in den heutigen Verhältnissen nicht, dass ich mich eingemischt habe, sie wird hernach gerade deswegen noch mehr verblüht werden.“

„Wenn ich unsere Ohnmacht ansehe, könnte ich kotzen“, knurrte Karl.

Die gute Stimmung war vorerst hin. Sie schritten an den Kaiserthermen und dem Amphitheater vorbei Richtung Olewig ins Tal hinein und stiegen dort über gewundene Wege hinauf in die Weinberge. Vor einem der Winzerhäuschen war ein Holzbrett über Steine gelegt. Lenchen trug einen Korb mit einem Imbiss mit Brot, Blutwurst, Senf, Radies und Wein, Besteck, und Tuch, während sich Karl mit Jenny zusammen ein ganzes Stück abseits dem Blick auf das Moseltal hingab, bereitete Lenchen den Imbiss vor.

Hier oben verfloren die düsteren Gedanken. Vor einem der Winzerhäuschen war ein Holzbrett über Steine gelegt. Lenchen trug einen Korb mit einem Imbiss mit Brot, Blutwurst, Senf, Radies und Wein, Besteck, und Tuch. Während Karl sich derweil mit Jenny zusammen ein ganzes Stück abseits dem Blick auf das Moseltal hingab, bereitete Lenchen den Imbiss vor.

Jenny spürte, wie angenehm und diskret Karl ihre körperliche Nähe suchte. Sie standen schweigend inzwischen Schulter an Schulter. Was hätten sie reden sollen? Karl roch in der frischen, sauberen Luft über dem Tal nach Leder und Zigarre, Schuhwichse und Rosenwasser. Sie spürte seine Muskeln durch den dünnen Stoff ihres Sommerkleides. Sie nahm allen Mut zusammen und hakte sich bei Karl ein, der ihren Arm sofort herzlich drückte und den Rücken ihrer Hand streichelte. Jenny begann zu träumen, obwohl sie eine innere Stimme zur Ordnung rief. Das ist kein Mann für dich! Aber die Gedanken sind frei! Jenny betrachtete von der Seite Karls Profil. So gefiel er ihr fast noch besser als en face.

„Es wäre so weit“, rief Lenchen. Jenny brachte fast keinen Bissen hinunter, so beschäftigt war sie, die kleine Konversation flirtend und trotzdem unverfänglich zu gestalten. Sie saß auf dem Brett so dicht wie möglich neben Karl und sah zu, wie er mit großem Appetit aß und den ganzen Wein fast alleine trank. Auf dem Weg zurück in die Stadt war Lenchen an einem steilen Stück ein wenig voraus. Karl nutzte den Augenblick und fragte wie beiläufig, ob Jenny, gutes Wetter vorausgesetzt, nicht Lust habe, sich mit ihm ohne das liebe Lenchen zu treffen, worauf Jenny die halbe Nacht nicht schlafen konnte, weil sie sich mit dem Gedanken herumplagte, ob sie nicht doch mit dem Frau-Mann-Spielchen zu weit gegangen sei. Man konnte ja nie wissen, wie schnell Männer eine verfängliche Situation ausnutzten.

Karl ging an diesem Abend nicht aus, ließ den *Salm Salm* sein, inklusive der dortigen Gesellschaft. Sie konnten auch mal ohne seinen Beitrag über die dringend notwendige Vereinigung Deutschlands und die Bürgerrechte debattieren. Er schrieb statt dessen an einer Abhandlung über die Ethik in den Sokratischen Dialogen fürs Seminar, unkonzentriert, weil er oft ans Fenster trat, um mit Sorge zu beobachten, wie sich immer wieder Wolken vor den Halbmond über dem Moseltal schoben. Er legte schließlich die Feder zur Seite. Jenny war hübscher, als er sie in Erinnerung hatte. Viel hübscher. Und couragiert. Wie sie den Bruder herausgefordert hatte als es um Macht und Verstand ging! In Bonn hatte er nur Umgang mit eher ordinären Frauen, längst so weit heruntergekommen, dass sie sich von Studenten aushalten ließen. Jennys Lächeln war unschuldig, aber zugleich intelligent-berechnend. Und wie anschmiegsam sie war! Ob auch bei dem ehemaligen Verlobten? Karl würde ja in Kürze wieder in die Kutsche steigen und Richtung Koblenz verschwinden. Aber dazwischen war ein Spaziergang ohne Anstandsdame mehr als eine willkommene Abwechslung. Es begann draußen



zu regnen. Karl schloss das Fenster und grübelte, wie und wo er das Treffen mit der schönen Nachbarstochter auch bei schlechtem Wetter arrangieren könnte, und ohne lästige Zeugen. Der Regen hatte sich zum Glück doch verzogen und das konspirative Treffen hatte geklappt. Karl hatte durch den Kammerdiener des Vaters ein Billet ins Nachbarhaus geschickt und Jenny auf schriftlichem Wege gebeten, ihn in der halb verfallenen Konstantinbasilika zu treffen, einem einsamen, alten Ort, kaum je von biederem Bürgern der Stadt besucht. Von dort war es nicht weit auf getrennten Wegen in ein Waldstück auf den Hügeln.

Als die beiden an einer Lichtung ankamen, wandte er sich Jenny zu. Von Verlegenheit war bei Karl keine Spur. Das geht nicht, das wird ein Kuss, das geht zu weit! Du mußt dich wehren, schoss es Jenny durch den Kopf, als er sich ihr näherte. Vergebens. Karl war so sanft und zugleich bestimmend, als er ihren Kopf zu seinem drehte und sie in den Arm nahm. Jenny war schon geküsst worden, nicht von Pannewitz, aber vom Apotheker Wolter vorletzten Rosenmontag. Das war aber eher eine hastige Bewegung, geschlossene Lippen auf geschlossene Lippen. Davon war nichts geblieben, noch nicht einmal Neugier auf ein zweites Mal. Karl dagegen ließ Jenny Zeit in seinen Augen zu forschen, bevor sie ihre schloss. Sie spürte seine Lippen vom Hals hinauf zu ihrem Mund wandern, den sie ganz natürlich öffnete, um seine Wärme und Zärtlichkeit zu genießen. Erst als seine Hände zu vagabundieren begannen, setzte sich in ihr die höhere Tochter durch. Allerdings nur, um ihrerseits Karl noch leidenschaftlicher zu küssen.

Karl war hingerissen von eben jener Leidenschaft und Zärtlichkeit, die etwas Frisches, fast Unschuldiges hatte. Und wie Jenny die kleine Verlegenheit weglachte, als sie sich voneinander lösten, wie sie seine Hand nahm und ihn ganz einfach und geradewegs tiefer ins Unterholz des Waldstückes führte. Und dass sie nicht mehr zuließ als diese wundervollen Küsse, imponierte ihm zu seinem eigenen Erstaunen.

Gerade noch ohne Verletzung der Grenzen der Schicklichkeit gelang es Jenny, sich zurück ins Haus zu schmuggeln. Karl spazierte noch bis zum Sonnenuntergang an der Mosel entlang und versuchte, seine Gefühle zu ordnen. Zum ersten Mal kam ihm, der gerade 18 Jahre alt war, die Idee, ganz theoretisch, über eine Heirat nachzudenken. Nicht um der Konvention zu gehorchen. Konventionen existierten für ihn nur, um gebrochen zu werden. Es war verrückt, aber er fürchtete diese Frau mit ihren strahlenden Augen, dem tüchtigen Mundwerk, die ihn so leidenschaftlich geküsst hatte, zu verlieren, nachdem er wieder in Bonn sein würde. Ihm war ohnehin schleierhaft, dass Jenny nicht schon längst einen wunderbaren Mann gefunden hatte. Ferdinands bissige Bemerkung über Jenny und die Tugend ging ihm nicht aus dem Kopf. Vielleicht war doch mit Pannewitz mehr als sich schickte? Karl war ziemlich unsicher, ob ausgerechnet er Jennys erster Liebhaber würde sein können. Gerade deswegen beschäftigte ihn der Gedanke an eine Bindung, vielleicht momentan besser, das Versprechen einer Bindung. Indes, Versprechen musste man halten. Das galt für beide Seiten. Warum nicht? Seufzend machte Karl kehrt und ging zurück nach Hause, wo ihn sein Vater abpasste und mit Nachdruck daran erinnerte, dass es dringenden Bedarf für eine gründliche Aussprache gäbe.

Jenny beobachtete von ihrem Fenster aus am folgenden Tag, wie Marx Vater und Sohn gemeinsam ausgingen. Karl aufrecht und mit leichten Schritt, Heinrich Marx dagegen am Stock, krumm und ein wenig schlurfend. Die beiden Männer zogen sich an eine verschwiegene Stelle an der Mosel zurück, jenseits der Römerbrücke am Fuß der bewaldeten Hügel. Eine Stelle, wo oberhalb des Treidelpfades der Stamm einer umgestürzten Weide als Bank diente. Von hier aus sah man auf die Ziegeldächer Triers und die Türme des Doms und der Kirchen. Trier,

eine Idylle mit uralten römischen Bauten und ehrwürdigen Plätzen, einem prächtigen kurfürstlichen Palais und einem von Fachwerkhäusern umstandenen Markt. Alles schon in die Jahre gekommen, manches vor sich hin faulend oder gar verfallen, aber genug Heimat für viele Familien, dahindämmernd in einer Zeit politischer Lähmung der Gesellschaft nach dem Wiener Kongress. Wer es sich eingerichtet hatte und nichts anderes kannte, wie Heinrich und sein enger Freund und Nachbar Ludwig, der lebte hier gut und gerne. Dennoch verstand Vater Marx, dass dem Sohn der Kragen schon lange hier zu eng war.

Weil zu Hause die Wände Ohren hatten, musste Heinrich für das Gespräch mit dem Sohn an eine verschwiegene Stelle ausweichen. Karl war klar, das würde nicht angenehm werden, er schaute seinen Vater neugierig von der Seite an.

„Dein Luderleben, deine Ausgaben ...“ Heinrich ließ die Worte auf den Herrn Sohn wirken, der so tat, als lasse er den Blick über die Lastkähne auf dem Fluss schweifen. Heinrich wiederholte seinen Vorwurf.

Karl hatte sich auch auf dieses Gespräch schon in der Kutsche auf dem Weg von Bonn her über vorbereitet. Er sah seinen Vater an. „Wollt Ihr, dass der Sohn eines Königlich Preussischen Justizrats in Bonn wie ein Bettelstudent lebt?“

„Bettelstudenten haben in Lokalen wie dem *Petri und Pauli* zu Bonn keinen Kredit. Auf 125 Taler lautet der Wechsel, den du dort auf mich ausgestellt hast. Ohne meine Erlaubnis und ohne auch nur brieflich bei mir anzufragen, ob ich bereit bin, auch noch diese enorme Summe zu bezahlen. Sicher nicht für Bücher, denn die gibt's in dieser Lokalität nicht, eher für Bier und Schnaps, Zigarren und Dirnen.“

Karl strahlte seinen Vater an und breitete die Arme aus. „Vater, schaut mich an, habe ich es nötig, für Mädchen zu zahlen?“

Heinrich begann sich zu ärgern. „Lenk' nicht ab. Die Welt ist kleiner als du denkst. Man hört von Trinkgelagen, teurer Garderobe und Kutschfahrten mit losen Menschen am Rhein statt von absolvierten Prüfungen. Es heißt, du studierst in philosophischen Seminaren und verlierst dich in Debatten über die Griechen und Kant und wirfst keinen einzigen Blick in die Gesetze, wofür du dich aber ungezügelt von mir aushalten lässt. Apropos, wie wäre es mit einer kurzen Examination des juristischen Wissens, Herr Studiosus?“

Karl erwiderte ausweichend: „Ich gelte als einer der Eifrigsten.“

„Preussisches Landrecht oder Code Napoleon?“

„Mich kränkt Euer Misstrauen!“

„Oder reden wir doch lieber ... sagen wir besser über *Die Kritik der Urteilskraft*?“

Karl lachte die Spitze gegen ihn weg. „Alles hängt miteinander zusammen.“

Karls Taktik ärgerte den Alten. „Welch ein billiges Argument! Du enttäuschst mich, mein Sohn. Ich löse ganz einfach in Zukunft deine Wechsel nicht mehr ein. Es sei denn, sie sind moderat und passen ins Bild.“

„Welches Bild?“

„Antworte nicht penetrant mit Gegenfragen.“

„Das habe ich von Euch, Vater. Also, welches Bild?“

„Das Bild eines jungen Mannes aus gutem Hause, der sein Studium mit gehörigem Fleiß befördert, seinen Begabungen gemäß examiniert und eine gute Partie heiratet, bevor es zu spät ist.“

„Langweilig.“

Heinrich hieb mit seinem Stock auf den Baumstamm, dass es knallte. Karl verzog keine Miene.

„Berlin, du gehst nach Berlin.“

Ein Graus für Karl. Das Rheinland, erzkatholisch und nahe zu Frankreich und dessen bewegter Revolutionsvergangenheit war wie geschaffen für ihn. Hier wurde nichts auf die Goldwaage gelegt. Sünde und Beichte hoben sich gegenseitig auf. Berlin dagegen war protestantisch, bürokratisch, steif, stockkonservativ und pedantisch. Dagegen schien Karl der freie Geist sogar in einem Kaff wie Trier mit seinen konspirativen liberalen Treffen und seiner *Casino Gesellschaft* frischer zu wehen als aus den Kasernen Friedrich Wilhelms III.

Karl hasste seinen Vater in diesen Tagen für die Verbannung vom Rhein an die Spree. Heinrich war ein preußisch-patriotischer Liberaler, der Karl prägte bis zu seinem frühen Tod. Er wird sogar Zeit seines Lebens immer ein Bild seines Vaters bei sich tragen. Aber in diesem kühlen Frühsommer verwünschte er, wie später übrigens noch öfter, den Vater wegen dessen Sparsamkeit. Dass Mutter Henriette ins gleiche Horn blies, schon bevor sie von der definitiven Verbannung erfuhr, war kein Wunder. Sie war ja aus Holland, wo angeblich der Geiz erfunden und erst später nach Schottland exportiert worden war.

Karl räumte bei sich selbst ein, dass er mit den täglichen Ausgaben in Bonn übertrieben hatte, wenn man die bescheidenen Maßstäbe der Provinzler anlegte. Aber was sollte er machen? Wenn die Kommilitonen neue Fechthandschuhe, Stiefel und Mäntel hatten, konnte er nicht zurückstehen. Und sein Degen, ein Wunderwerk moderner Waffenschmiedekunst, wie könnte er ohne ihn existieren? Sollte ein Karl Marx bei den Kommerssen und Gelagen, vor allem an den lauen Sommerabenden in den Wirtschaften am Rhein knausern? Und noch mehr Schulden bei den Kommilitonen als schon jetzt aufgelaufen waren, konnte er mir seiner Ehre als Korporierter nicht mehr vereinbaren. Welches Dilemma! Er wusste, wie stolz sein Vater auf den Sohn war. Konnte er nicht noch mal ein Auge zudrücken?

In Anwesenheit seiner Mutter, von der er sich nicht mehr versprach als ein wenig mütterliches Verständnis, unternahm Karl bei Abendessen einen weiteren Anlauf. Er spekulierte darauf, ihr kaltes niederländisches Herz würde sich seiner Erbarmen, weil Bonn näher lag als Berlin und Karl in den letzten Tagen mehrfach versprochen hatte, sich in Zukunft häufiger zu Hause sehen zu lassen. Doch Heinrich wimmelte ab.

„Ich will nichts mehr hören, Mohr, deine Mutter und ich haben beschlossen, du gehst nach Berlin und examinierst in der Jurisprudenz oder du ernährst dich selbst. Wovon, bleibt dir dann selbst überlassen.“

„Vater, Mutter, in Bonn sind meine Lehrer, meine wichtigen Kommilitonen, die Brüder unserer Landsmannschaft *Treverensis* ...“

„Deine Saufkumpane, wolltest du sagen“, knurrte Heinrich.

Er hatte ja Recht. Karl versuchte es anders: „Ich verspreche, ich studiere zügig und halte das Geld zusammen.“

Henriette klagte: „Das hören wir schon seit zwei Jahren. ‚Ich halte das Geld zusammen, ich halte das Geld zusammen.‘ Deine Versprechungen sind nichts wert. Wie oft schreibst du, du kommst nach Hause? Seit einer Ewigkeit haben wir dich nicht zu Gesicht bekommen.“

„Und dann flattern deine faulen Wechsel hier in die Stube“, schimpfte Heinrich. Er setzte hinzu: „Berlin oder nichts.“

„In Berlin hocken die Preußen und haben Angst, dass sich der Geist regt.“

„Basta!“

Karl musste einlenken, um überhaupt studieren zu können. Berlin war noch weiter entfernt von Jenny als Bonn. Verdammt! Karl verwünschte seinen Vater noch einmal von Herzen und sich selbst ein wenig und schickte der „hochverehrten, lieben Nachbarin“ ein weiteres Billet.

Sie trafen sich wieder oben im Wald. Wegen Jenny verschob er den Termin seiner Reise nach Bonn zur Exmatrikulation und zum Abschiedskommers mit den Kommilitonen und ging täglich mit Ausreden hinauf in die Hügel hinter der Stadt. Zwar blieb es bei leidenschaftlichen Küssen an einer Moos bedeckten Stelle in einer trockenen Senke im Wald, aber Jenny begann Karl langsam und beharrlich nach seinen Zukunftsplänen auszufragen.

Karl schwankte, aber warum sollte er nicht nochmal über die eigene Zukunft nachdenken und nicht nur über die des Staates und des deutschen Volkes? Wenn Berlin nicht dazwischengekommen wäre, dann hätte er in Bonn mit einer Promotion abgeschossen, dem Vater zuliebe mit irgendeinem juristischen Thema, um dann möglichst eine Universitätskarriere einzuschlagen, damit er unbehelligt und alimentiert lesen, denken und schreiben könnte. Ein oder zwei Jahre maximal und er wäre fertig gewesen.

„Und in Berlin? Musst du dort neu anfangen?“ forschte Jenny.

Karl war so ehrlich einzuräumen, dass er in der Juristerei einiges nachzuholen habe, weil sein Vater ihm ernsthaft den Wechsel zu sperren beabsichtige, falls er nicht regelmäßige Fortschritte in der Jurisprudenz zurück nach Trier meldete.

„Aber dann gibt's doch keinen Unterschied zu Bonn“, stellte Jenny nüchtern fest.

„Egal, ich werde mich beeilen und dann auch in Berlin bald so weit sein.“

„Wie weit?“

Zögern, ein Blick, dann: „Bereit, eine Familie zu gründen.“

Es folgte eine lange Pause, in der sich beide in die Augen sahen. Jenny spürte, wie sich Verlegenheit Karls bemächtigte. Er wurde richtig rot, setzte an zu sprechen, brach ab und bekam dann heraus: „Am liebsten mit dir, Jenny. Wenn es dir ... wenn du willst. Ich schwöre dir, ich werde ein guter Ehemann sein.“

Wie sollte Jenny anders reagieren als mit einem langen leidenschaftlichen Kuss? Sie war verblüfft, nicht wirklich überrascht über den Antrag. Natürlich hatte sie sich in diesen Mann verliebt. Und selbstverständlich hatte sie die ganze Zeit an eine gemeinsame Zukunft denken müssen. Sie lächelte und streichelte Karl über die Haare.

Ganz feierlich sagte sie: „Mein lieber Mohr, wird dein Schwur denn wirklich ein Leben lang halten? Du, ich? Wir beide?“

„Ja, Jenny, ein ganzes Leben. Und wenn wir heiraten und Kinder bekommen, dann gebe ich jedem von unseren Mädchen deinen Namen.“

„Warum?“

„Weil ich dich so liebe. Und Liebe ist manchmal verrückt. Aber es wird von uns viel verlangt werden, so wie ich bin. Von mir und von dir.“

„Dann wird es wenigstens nicht langweilig.“

Sie lachten und küssten sich wieder. Als Karl wieder mehr wollte, wies Jenny ihn zurück.

„Nicht jetzt, Mohr, nach der Hochzeit. Ich warte gerne, bis du mit dem Studium fertig bist und ein stolzer Advokat oder Beamter.“

Karl seufzte und rang sich ein Lächeln ab. Jenny hatte wieder einmal gewonnen.

„Aber versprochen ist versprochen?“ fragte Karl. Jenny strahlte. Sie hätte am liebsten Karl an der Hand durch die Gassen und über die Plätze von Trier geführt, damit alle ihr Glück sehen könnten, das sie selbst noch nicht fassen konnte.

Der Abschied von den Eltern war kühl, besonders von Henriette. Karls niederländische Mutter war meist streng zu ihm. Er war schon früh ein Vaterkind gewesen. Karl spürte immer schon, die Eltern liebten sich nicht. Ihre Ehe war von zwei traditionellen jüdischen Familien

arrangiert worden, und Henriette Phillips war an der Mosel nie heimisch geworden. Eine Fremde auch gegenüber ihren eigenen Kindern. Henriette stammelte etwas in ihrem für Fremde kaum verständlichen deutsch-holländischen Kauderwelsch, wischte pro forma an den Augen herum und gab sich spröde beim Umarmen. Heinrich beließ es mit einem knappen „Adieu, mein Sohn und denke daran, was du versprochen hast.“

Karl nickte, lächelte, dachte an sein und Jennys Versprechen. Das war das einzige, was wichtig war. Er schulterte seinen Mantelsack und ging zur Kutsche nach Koblenz. Er drehte sich mehrfach nach dem Haus Westphalen um, sah aber nirgends am Fenster seine Jenny stehen. Nur Lenchen winkte ihm mit tieftraurigem Gesicht. Karl winkte zurück.

Die Kutsche wartete abfahrbereit vor der Post. Zwischen den üblichen Schaulustigen stand Jenny wie zufällig. Sie trug einen Einkaufskorb am Arm, hatte einen neuen Schutenhut mit rosa Bändern auf und trug ein fast vollständig weißes Kleid. Auf Karl wirkte sie wie seine Braut! Welch' ein Zauber, Welch' eine schöne Frau! Karl blieb stehen, ließ den Mantelsack von der Schulter in die Arme des Kutschers rutschen, der ihn auf dem Dach der Kutsche verstaute. Karl musste sich beherrschen, um nicht einfach die vier oder fünf Schritte auf Jenny zurennen und sie vor allen Leuten zu küssen. Schließlich schüttelte er die Konvention doch ein wenig ab, ging zu ihr, die unentwegt lächelte und nicht auswich. Karl verneigte sich knapp und raunte, während er sich verbeugte:

„Auf immer, meine Jenny!“

„Auf immer und ewig, mein Mohr!“

Den Umstehenden war der sehr persönliche Abschied nicht entgangen. Es würde Geschwätz geben. Soll's doch!

Der Kutscher kletterte auf den Kutschbock und stieß ins Horn, Karl schwang sich in die an-fahrende Kutsche und winkte. Jenny strahlte vor Glück und kämpfte trotzdem mit den Tränen.

Nicht weit entfernt stand Ferdinand und beobachtete den besonderen Abschied seiner Schwester von diesem Karl Marx, dann drehte er sich um und ging.

Karl feierte ausgiebig den Ausstand mit seinem *Corps Treverensis*, der Verbindung Trierer Studenten zu Bonn und seinen Kommilitonen und Lehrern. Er nahm Abschied von der gemütlichen Alma Mater am Rhein, mit ihrem freien Geist, den neuen Bibliotheken, Hörsälen, den Kneipen und Gaststätten, Wirtshäusern und Cafés. Dann der lange Weg von Bonn nach Berlin. Mit der Kutsche eine ganze Woche über gepflasterte, holprige Straßen durch dichte Wälder und teilweise entlang wüster, von Schädlingen befallener Felder. Moderne Fabriken sah Karl fast nie. Die Junker herrschten über Land und Leute. Im Brandenburgischen wurden die Ansiedlungen noch seltener, es ging über tiefe Sandpisten und durch unzählige Bachfurten, so dass die jüngeren Passagiere oft genug aussteigen und in die Speichen der Kutschräder greifen mussten, um voran zu kommen.

Berlin war für Karl enttäuschend, ein Sammelsurium von Katen, mit rotem Klinker gemauerten Fabriken, Silos und Werkstätten und schiefen Holzhäusern, engen Gassen, die noch widerwärtiger zu stinken schienen als ganz Trier. Qualmende Schlote und offene Feuer vernebelten an schlechten Tagen nicht nur den Blick, sie legten sich dumpf auf die Bronchien der Raucher wie Karl, der hustend auf seine geliebten Zigarrenstumpfen verzichten musste. Die Spree, gesäumt von zahlreichen Mühlen, voller Kähne und Boote schlängelte sich schlammig und faul durch die Mitte der Stadt. Kalte, feuchte Armenquartiere und Kellerwohnungen, Handwerksbetriebe, Handelsgeschäfte, Läden und Kontore, alles auf engstem Raum. Karl

hatte auch in Trier und Bonn Armut und Krankheit gesehen, aber in Berlin sah er zum ersten Mal Elend. Abgemagerte Kinder bettelnd in der Gosse, von Tuberkulose gezeichnete Arbeiter, Frauen voller Geschwüre im Gesicht. Sogar Huren hungerten. Von wegen preußische Gloria, Akkuratess und Sauberkeit! Allenfalls das Zentrum um das Schloss, die Linden bis hinaus zum Brandenburger Tor und zum Tiergarten und der Gendarmenmarkt entsprachen dem Bild einer königlichen Stadt. Aber nur so weit der Blick des Monarchen zu schweifen geruhte. Friedrich Wilhelm, der sich zugute hielt, zahlreiche Reformen in Preußen durchgesetzt zu haben, darunter die allgemeine Schul-, aber auch Wehrpflicht, war kein guter Herrscher fürs Volk. Zwar den schönen Künsten sehr aufgeschlossen und ein Förderer des klassizistischen Stils, dem Berlin Architektur und große stadtplanerische Entwürfe von Karl Friedrich Schinkel und die grandiosen Skulpturen aus der Bildhauerschule von Christian Daniel Rauch verdankte, ebenso wie die Museumsinsel und erste Prachtboulevards- dieser Friedrich Wilhelm war in den Augen von Karl und seinen Freunden ein politischer Versager, mehr noch, ein Tyrann. Karl, den Kunst weniger interessierte als der Zustand der Gesellschaft, sah im Glanz dieser Monarchie mit ihrem militärischen Protz nicht einen Aufbruch, sondern den Macht- und Herrschaftsanspruch eines Despoten, der sich beharrlich weigerte, dem Staat eine Verfassung zu geben und ein Parlament zuzulassen und die Augen vor der erschütternden sozialen Realität im Staat verschloss. Der zurückhaltend auftretende, sich modern gebende König hatte Preußen zwar stabilisiert und schrittweise aus dem Staatsbankrott geführt – aber damit die Restauration zementiert. Ein ausgefeiltes, auf Staatstreue getrimmtes Verwaltungs-, Zensur- und Justizsystem unterdrückte jeden Widerspruch.

Karl fand eine Bude im Burschenhaus, diesmal des Bonner Corps, mit einigermaßen genügend Licht und Luft, um leben und lesen zu können. So sehr ihm anfangs Berlin und die Universität widerstrebten, so erstaunt war Karl, dass er sich bald doch relativ gut einlebte. Das mag daran gelegen haben, dass er Mitglied im so genannten Doktorclub wurde, einem konspirativen Debattierkreis vor allem von Junghegelianern, Studenten und jungen radikalen Dozenten. Hegel war für Karl die Entdeckung seiner ersten Berliner Zeit. Ein Philosoph, der den Anspruch erhob, mit der Ratio und wissenschaftlicher Stringenz alle Lebensbereiche zu analysieren und in einen großen historischen Zusammenhang zu stellen! Hegel war nicht nur Karls Idol, er faszinierte die geistige Welt, gerade weil bei näherer Betrachtung vieles widersprüchlich war. Konträre gesellschaftliche Strömungen reklamierten Hegel für sich. Die Konservativen Althegeleianer erhoben ihn zum preußischen Staatsphilosophen. Die Junghegelianer hielten mit großer Verve dagegen. Für sie war der preußische Staat beileibe nicht die Krönung und Endpunkt der historischen Entwicklung, sie beriefen sich darauf, dass die Dialektik der Weltgeschichte auch bald das diktatorische Preußen überwinden würde. Wohin das führen würde, war allerdings auch unter den Junghegelianern streitig.

Vor allem zu einem Mann bei den Junghegelianern fühlte sich Karl sofort ideologisch hingezogen, einem gewissen Bruno Bauer, neun Jahre älter als er selbst. Der schmale und dunkelhaarige radikale Theologe, ein Religionskritiker, hatte Kirche und Staat provoziert, weil er leugnete, dass Jesus von Nazareth eine historische Person war. Und obendrein war er als Herausgeber der zweiten Auflage von Hegels *Religionsphilosophie* ein Wortführer der kritischen Liberalen.

Im Doktorclub fand Karl auch andere Disputanten fürs intellektuelle Säbelrasseln nicht nur gegen Preußen, vielmehr auch gegen die Kirchen und Religionen und am Schluss gegen jede Form der Herrschaft. Dafür ging dann doch wieder viel Studienzeit drauf, genauso wie für die

ausführliche Zeitungslektüre am Stralauer Spreeufer, Kommerse und amüsante Kutschfahrten an die Seen in und vor Berlin.

Jenny dagegen saß in Trier und sehnte sich nach Briefen von Karl. Wenn sie eintrafen, waren sie zwar voller verbalem Feuer und romantischen Gedanken, berichteten aber nur sehr wenig vom Studienfortschritt. Der Sommer ging mit großer Hitze an Rhein und Mosel übers Land, von Karl war immer weniger zu hören. Jenny suchte die ungefährliche Nähe zu Friedrich Mücke, der für sie und ihre Freundin Suse, privatissime und aus gemeinsamer Leidenschaft für Ludwig van Beethoven, fast wöchentlich die Sonate Nr. 23, *Les Adieux* auf dem Klavier im Hause Kattelbach spielte. Ein gefühlvoll, leidenschaftliches Werk grandioser Musik, deren Sätze *Das Lebewohl*, *die Abwesenheit* und *das Wiedersehen*, so traurig und hoffnungsvoll zugleich stimmten. Doch über die herbstliche Obsternte und das Einkochen der Früchte für den Winter vergaß Jenny manchmal sogar ihre Sehnsucht.

Obwohl er viel zu selten nach Trier schrieb, schwärmte Karl in den ersten Monaten in Berlin von seiner Jenny, dass er beinahe zum Gespött der Kommilitonen und Kumpane wurde. Er verfasste sogar Gedichte. Als Weihnachtsgeschenk schickt er Jenny im Dezember drei Bändchen. Über das erste schrieb er den Titel „Buch der Liebe“, gewidmet „meiner teuren Jenny von Westphalen“. Er selbst blieb zum Fest und Jahreswechsel in Berlin. Trotzdem war Jenny zu Tränen gerührt über die in jugendlichem Überschwang geschriebenen Gedichte im Stile Heinrich Heines. Sie las sie Lenchen vor und kannte sie schon bald auswendig. Die Stachel der Eifersucht im Herzen der jungen Magd waren immer noch spürbar, aber sie schmerzten lange nicht mehr so stark. Sie hatte gelernt, sich unterzuordnen. Das galt dann eben auch für ihre Sehnsucht.

Natürlich war die heimliche Verlobung von Jenny mit Karl schon lange ein Thema unter Jennys Freundinnen, allen voran Suse Kattelbach, die sich für und mit ihr freute und während geselliger Teestunden mit Eierlikör flüsternd Pläne für die offizielle Verlobungsfeier schmiedeten. Die musste ja nach allgemeiner Ansicht bald in Szene gesetzt werden. Es war nicht unüblich und auf alle Fälle schicklich, wenn die Braut danach geduldig auf den zügigen Abschluss der Studien des Bräutigams wartete und sich umso gründlicher auf die Hochzeit vorbereitete. Karls Gedichte setzte die Freundinnenrunde in erhebliche Aufregung, denn noch nie hatte eine von ihnen etwas Ähnliches von einem Verehrer zugeeignet bekommen.

*„Menschenstolz*

*„Jenny, darf ich kühne es sagen,  
Dass die Seelen liebend wir getauscht,  
Dass in eins sie glühend schlagen,  
Dass ein Strom durch ihre Wellen rauscht.  
Dann werf' ich den Handschuh höhrend,  
Einer Welt ins breite Angesicht.  
Und die Riesenzwergin stürze stöhnend,  
Meine Glut erdrückt ihr Trümmer nicht,  
Götterähnlich darf ich wandeln,  
Siegreich ziehn durch ihr Ruinenreich,  
Jedes Wort ist Glut und Handeln,  
Meine Brust dem Schöpferbusen gleich.“*

Die Liebe zu seiner Jenny stellt Karl in den kühnen Kontext zu seinem aufrührerischen Charakter. Ganz offenbar sah er schon in ihr die Weggefährtin bei der Auflehnung gegen die Welt an sich. Das schmeichelte ihr, denn sie spürte, Karl sah in ihr einen Menschen seinesgleichen auf den Weg nach vorne. Aber Jenny ängstigte auch der unerbittliche Ton und das Ende des Gedichts. Wollte sie einem Sturm- und Drangmenschen mit „Schöpferbusen“ zur Seite stehen? Die anderen Gedichte waren zum Glück sanfter, dafür weniger markant. Karls Vater Heinrich war als einziger vom Sohn in die heimliche Verlobung eingeweiht und drängte ihn, sich zu beeilen und treu zu Jenny zu stehen, die sich wiederum ständig Gedanken machte, wann und wie sie ihre eigene Familie einweihen sollte.

Eine der Kontrolltours ihres Bruders Ferdinand am Stephanitag 1837 brachte eine plötzliche Wendung:

„Und das hier? Was ist das?“ Ferdinand legte eines der Gedichtbändchen auf den Tisch wie einen Trumpf in einem Kartenspiel. Jenny hatte das Buch fahrlässigerweise auf der Schreibfläche ihres Sekretärs liegen lassen. Anders als so oft, blieb Ferdinand gefährlich ruhig. Er lächelte. Seine Augen nicht.

„Gedichte“, schnauzte Jenny, die sich nicht beherrschen konnte, weil sie es hasste ausspioniert zu werden. „Was fällt dir ein, in meinem Zimmer herumzuzschnüffeln?“

„Noch bist du meine unvermählte Schwester und ich bin für dich verantwortlich“, sagte Ferdinand kühl.

„Du hast mir nichts zu sagen, nur Vater!“

Jenny riss das kleine Buch an sich und presste es an ihr Mieder. Sie funkelte Ferdinand derartig wütend an, dass es ihm kurz trotz der zur Schau getragenen äußeren Gelassenheit die Sprache verschlug.

„Mistkerl!“

„Du meinst jetzt den Marx, nicht wahr?“

„Dich, Ferdinand!“

„Warum schickt dir dieser Mistkerl Gedichte? Was ist da los?“

„Er fühlt eine tiefe Sympathie für mich, dieser Mann.“

„Ach? Sympathie heißt das jetzt? Und du?“

„Das geht dich nichts an!“

Ferdinand versuchte nun seine Schwester mit freundlich vorgetragenen Argumenten umzustimmen: „Jenny, bitte versteh’ doch, ich will, dass du glücklich wirst. Die Zeiten sind schlecht, da muss man vorsichtig sein, selbst wenn man nur vage an eine Bindung denkt. Man muss die Menschen genau prüfen, mit denen man umgeht.“ Er lies seine Worte wirken, doch Jenny war sauer. Ferdinands Finger näherten sich. „Zeig’ mal her, lass’ mich lesen, was er so an Gedanken zu Papier bringt.“

„Nein heißt nein!“

Jennys Bruder war nun doch fassungslos. Was sich seine Schwester herausnahm! Jetzt platzte ihm der Kragen.

„Reicht es denn nicht, dass du deine Verlobung gelöst hast? Ganz Trier zerreißt sich das Maul, dass du dich mit dem jungen Marx oben im Wald herumgedrückt haben sollst.“

„Selbst wenn ... Ist es nicht total lächerlich, dass man ein Geheimnis darum machen muss, wenn man als Frau mit einem Mann alleine spricht?“

„Ach so, auch Sitte und Anstand sind also lächerlich in den Augen einer gewissen Dame, die ihre Nase so hoch trägt wie keine andere und nicht merkt wie dumm sie ist. Jenny, du wirst



sehen, du bleibst noch sitzen, wenn du so weiter machst. Wer will denn noch so eine wie dich?“

„Jener Karl Marx vielleicht.“

„Eine saubere Partie! Du bist schon 23, der Marx gerade 19, berufslos. Die Marx', das sind doch nichts als Juden! Rabbinerfamilie, von beiden Seiten wie es jüdischer nicht mehr geht. Der Großvater Mordechai Levy und natürlich Rabbiner, die Großmutter eine Chaje Levoff und sein Bruder ist auch noch ausgerechnet der Oberrabbiner von Trier, wohnhaft in der *Judenschul*. Herschel Marx heißt der Vater eigentlich, nicht Heinrich.“

Jenny war drauf und dran, sich wie ein kleines Mädchen die Ohren zuzuhalten, weil sie die Tiraden des Bruders nicht mehr hören konnte. Ferdinand raste weiter: „Der Alte ein Freimaurer und Freidenker, den man hier in Trier schon bei der Polizei vorgeladen hat, weil er in der Casino-Gesellschaft liberale Reden hält und viel schlimmer noch, mit umnebeltem Kopf am Stiftungstag im *Casino* renitenterweise die unsägliche Marseillaise laut angestimmt und ein trikolores Tuch, auch noch in dem strengstens verbotenen „schwarz-rot-gold“, aus der Tasche gezogen hat.“ Wie immer, wenn er förmlich wurde, verfiel Ferdinand in das zugleich unpersönliche und das Allgemeine beanspruchende „man“, wenn er von sich sprach. „So was will man nicht in unserer Familie haben.“

„Ach, und unser eigener Vater? Er hätte wie schon öfter laut mitgesungen, wenn er an besagtem Tag nicht krank zu Hause gelegen hätte!“

„Keine Verunglimpfung, hörst du!“

„Karls Vater ist Justizrat und Präsident der Anwaltschaft. Die Marx' sind ehrliche Bürger, wie wir.“

„Den Vergleich muss man aber jetzt scharf zurückweisen, Jenny! Hatte sich der alte Marx da nebenan nicht erst nach langem Hin und Her taufen lassen? Warum? Weil das Judentum seiner Advokatenkarriere im Wege stand. Opportunist! So sind sie doch die Juden.“

„Sind wir nobler? Gerade mal seit dem Großvater geadelt ...“

„... aber bis in die Knochen königstreu! Aufrecht, preußisch, ehrlich.“

„Auch wenn du es nicht gerne hörst, geht nicht unser Vater mit dem alten Marx zur ‚Casino-Gesellschaft‘?“

„Schlimm genug. Schande über Schande!“

Jenny lächelte nur. Sie liebte die beiden alten Männer dafür, wie sie hitzköpfig debattierten. Nur dass sie nach ein paar Gläsern unvorsichtig wurden, war gefährlich und musste nicht sein.

Ferdinand besann sich wieder. Kälte kam mit der Ruhe in seine Stimme zurück. „Man sorgt dafür, dass nichts aus dieser Mesalliance wird.“

Jenny hatte genug davon, ihrem Bruder wütend die Stirn zu bieten. Sie rauschte aus dem Salon und in die Küche, wo sich Ferdinand nie aufhielt. Zu Lenchen sagte sie empört, dass die Art, wie sich Männer wie Ferdinand aufspielten, so nicht weitergehen könne. Karl sei da völlig anders, liberaler, moderner. Mein Gott, was wäre gewesen, wenn sie sich nicht von Pannewitz getrennt hätte? Diese Ehe wäre ein Kerker geworden.

Als Oberregierungsrat konnte Ferdinand von Westphalen durchaus seine Drohung wahr machen und zumindest versuchen dafür zu sorgen, dass aus der Verlobung seiner Schwester mit dem Nachbarsohn nichts werden würde. Ihm stand nicht nur eine Kanzlei im Regierungspräsidium zu, wo alleine zwei Schreiber mit den gerade auf gekommenen stählernen

Schreibfedern auf seinen Geheiß Briefe und Amtsanweisungen verfassten. Auch andere dienstbare Geister konnte er rufen und nach Belieben besolden, wenn es nützlich erschien. So empfing Ferdinand einen jungen Rechtsreferendar und Auskultator namens Wilhelm Stieber. Ein hagerer, verschlossener Mann mit einer Brille. Er war fast auf den Tag so alt wie Karl Marx und stand im Ruf absoluter Königstreue und Gehorsams. Deswegen glaubte der Oberregierungsrat von Westphalen, den jungen Mann in einer heiklen Mission bedenkenlos entsenden zu können.

„Also Berlin, Stieber. - Und Karl Marx.“

„Zu Befehl.“

„Ganz vorne steht das Interesse Preußens, wie unser König stets betont. Deswegen muss man die verräterischen Umtriebe dieser liberalen Kanaille genauestens kennen und dazu gehören alle Details. Man muss alles über den Lebenswandel wissen. Studienverlauf, das Private ... eben alles. Und ... aufgepasst, Stieber, der Mann ist gerissen.“

„Ich auch, Herr Baron.“

Ferdinand klopfte dem Referendar auf die Schulter. „Bei uns in der Behörde ist viel Luft nach oben, wenn einer sich gut anstellt. Darunter fällt aber die Beachtung der geltenden Gesetze, mein lieber Stieber, ihm geht ja nicht der Ruf voraus, besonders pingelig zu sein.“

Wenn auch politisch retrograd, so stellte sich der Oberregierungsrat unbedingt in den Dienst des Gesetzes Preußens und verlangte das auch von allen anderen. Der Staat war das Gesetz und umgekehrt. Ein Ferdinand von Westphalen ließ keine Rechtsverletzung durchgehen. Darauf war er stolz. Wilhelm Stieber ließ die Bemerkung seines neuen Chefs so stehen, lächelte und verbeugte sich tief und ging, um sich an der Regierungscassa einen Vorschuss auf die Spesen abzuholen.

Wenige Tage später schritt Karl noch vom Vorabend leicht schwankend mit einem Bücherstapel unter dem Arm durch die Stadt zur Fakultät. Ihm folgte Wilhelm Stieber unauffällig. Nacheinander betraten sie das Gebäude. Stieber beobachtete Marx beim intensiven Studium in der Bibliothek. Er, selbst ja examinierter Jurist, konnte schon von Weitem an den Büchern erkennen, die Karl aus den Regalen heraussuchte, dass das meiste von Philosophie und nicht von Gesetzen handelte. Karl exzerpierte und kommentierte Texte und war so konzentriert, dass er nicht bemerkte, wie oft Stieber hinter ihm vorbeistrich und einen Blick auf die Zettel warf. Doch der war vergeblich, denn die Handschrift des Studenten war chaotisch und unleserlich. Linkshänder, dachte Stieber abfällig.

Er ging in die Aula und sprach mit einem Professor in dem sich leerenden Hörsaal. Stieber konnte chamäleonartig einen freundlichen, fast unterwürfigen Ton anschlagen, womit er bei Menschen wie dem Hochschullehrer gut ankam.

„Einen Marx aus Trier?“ der Professor schüttelte den kahlen Kopf, „nein, nicht dass ich wüsste. Hier bei mir im Kolleg über das Preußische Landrecht ist einer diesen Namens jedenfalls noch nie aufgetaucht.“

Stieber machte sich eine Notiz mit einem Graphitstift. „Auf der Kanzlei sagte man mir aber, dass er sich immatrikuliert hat.“

„Immatrikulieren heißt bei den jungen Herren Studiosi nicht unbedingt studieren, mein Herr.“

„Er sitzt voller Eifer in der Bibliothek.“

„Mag sein über philosophischen Schriften, Kant und Hegel, das ist ja heute moderner als die römischen Digesten und das Landrecht. – Und Ihr, was macht Ihr hier an der Fakultät?“

„Ich sehe mich im Auftrage des Innenministeriums seiner Majestät um, Herr Professor.“

Der Professor nahm innerlich Haltung an. „Oh, ich hoffe, Ihr habt einen positiven Eindruck von uns gewonnen.“

Nun zeigte Stieber wieder seine kühle Fassade, in der nichts mehr von der eben noch prononcierten Freundlichkeit zu sehen war. „Ich mache mir ein Bild“, sagte er hochmütig. Dieses Bild beabsichtigte Wilhelm Stieber mit einem Blick in den Doktorclub abzurunden. Doch selbst ihm war es nicht gegeben, in den verschworenen Kreis der Hegelianer einzudringen. Sie wussten um die Brisanz ihrer Treffen und tagten an wechselnden Orten im Geheimen. So blieb dem Auskultator nichts anderes als die Fakten über das studentische Luderleben des Karl Marx zu sammeln, dessen Ausgaben zu rekonstruieren, die Gelage und Kommerse so gut es ging auszuspähen und die Ausleihe in der Bibliothek und die Bücherkäufe aufzulisten. Das alles ergab nicht das Bild vom strebsamen Jurastudenten, eher das eines gefährlich bohrenden und suchenden Geistes und bacchantischen Charakters.

„Er ist obendrein ein notorischer Schuldenmacher, in dieser Weise erheblich verlässlicher als beim Universitätsbesuch, ein Trinker und Schwadronneur. Kirchengang: nie, obwohl angeblich evangelisch, also ein durch und durch verdorbenes Subjekt“, berichtete Wilhelm Stieber zusammenfassend an den Oberregierungsrat, der es prompt schaffte, wie Giftgas schleichende Gerüchte über Karl in die Familien Westphalen und Marx infiltrieren zu lassen und nach außen steif und höflich die Fassade zu wahren.

Doch so unzuverlässig war Karl nicht. Zumindest jeden zweiten oder dritten Tag absolvierte er auf dem Paukboden des Verbindungshauses seine Fechtübungen mit einem Schläger aus Haselnuss an einer Lederpuppe. Dabei konnte viel überschüssige Energie abgebaut werden. Und die Hiebe mussten sitzen, wenn es eines Tages zu einem Duell kommen sollte. Die Studenten in Berlin waren heißblütig, und sie waren leicht zu reizen. Die verschiedenen Landsmannschaften an der Universität standen sich mit Arroganz gegenüber. Eine falsche Bemerkung und man wurde gefordert oder musste fordern. Das war kein Spaß. Mancher überlebte die Auseinandersetzung mit scharfen Klingen im Morgengrauen nicht. Und bei Karls Temperament konnte man im Grunde die Tage zählen, bis es so weit war, dass er einem Kommilitonen mit freiem Oberkörper und Degen in der Hand gegenüberstand.

Ein junger Kommilitone, Karls Leibfuchs, polterte herein.

„Marx, ein Brief von deinem Vater.“

Karl hatte sofort schlechte Laune.

„Gibt's nichts Erfreuliches?“

Der Fuchs grinste. Die Lederpuppe bekam von Karl einen derben Schlag, dass sie wackelte. Der Brief landete auf einer Bank in Sichtweite. Karl übte unkonzentriert weiter, immer mit halbem Blick auf das Schreiben. Wütend warf er den Schläger zur Seite, riss das Siegel auf und las:

„Als wären wir Goldmännchen, verfügt der Herr Sohn in einem Jahr über 700 Taler gegen alle Abrede, gegen alle Gebräuche, während die Reichsten keine 500 ausgeben!“ Eine ganze Litanei an Vorwürfen folgte. Der Sohn verschwende seine Gaben, entfalte seien Geist nutzlos und nutze die Hilfsbereitschaft seiner Familie aus. „Karl, du musst in den kommenden Osterferien nach Hause kommen und deine Dinge in Ordnung bringen.“ Karl war klar, dass damit auch das Verhältnis zu Jenny gemeint war, für die Heinrich schon länger Partei ergriff. Und außerdem würde Heinrich Marx seinen 60. Geburtstag feiern. Da gab es keine Ausreden mehr. Dann kam sein Vater im Brief wieder aufs Geld zu sprechen. Der nächste Wechsel werde platzen. Basta!

Das war der Zeitpunkt, als Karl begann, auch in Berlin seine Kommilitonen anzupumpen.

## 2.

Das Geld reichte Karl gerade so, um vor Ostern nach den langen, düsteren Wintermonaten in Berlin in den Frühling der Rheinprovinz zu fahren. Doch auch dort hingen die Wolken tief, und der Regen spülte Schlamm von den Hügeln und Weinbergen in die Stadt. Mit zweitätiger Verspätung kam Karl in Trier an. Jenny flog ihm an der Kutsche entgegen, fiel ihm um den Hals. Karl wirbelte Jenny im Kreis herum und schloss sie in seine Arme. Es könnte jetzt ja offiziell werden, dass sie sich liebten und ein Paar waren. Aber der überschäumende Auftritt in der Öffentlichkeit war riskant, eine bewusste Herausforderung der Familie von Westphalen durch die aufmüpfige Tochter. Denn es war keineswegs sicher, ob Ludwig einer Verlobung zustimmen würde. Anders als bei Pannewitz, wo er sich hatte überfahren lassen, blieb der alte Westphalen skeptisch, wenn immer Jenny, rein theoretisch, darüber redete, dass es ja sein könnte, dass Karl sich erklären würde, wenn er an Ostern in Trier wäre.

Eine Ablehnung des Vaters hätte eine Vermählung verhindert. Alle bürgerlichen Träume wären zerstoßen, alle Hoffnung dahin. Jenny malte sich aus, in diesem Falle mit Karl ihrer Familie und Preußen wütend den Rücken zu kehren und sich nach New York einzuschiffen. In den Vereinigten Staaten, so hörte man, ließen sich völlig neue Existenzen aufbauen, unbelastet von Dünkel und Traditionen, nur durch Können und Fleiß. In ihrem Herzen war Jenny sich sicher, dass Karl, der Draufgänger, mit ihr kommen würde. Dennoch, in keinem ihrer Briefe äußerte sie auch nur die leiseste Andeutung über die Neue Welt.

Hinter verschlossenen Türen fanden im Hause Westphalen schon länger Diskussionen über das Thema Verlobung statt, an denen selbstverständlich Frauen außer Caroline, der Mutter, nicht beteiligt wurden. Beunruhigt versuchten Jenny, Lenchen und ihre Schwester Helena Einzelheiten zu erlauschen oder aus dem jüngeren Bruder Edgar herauszubekommen. Ferdinand warf natürlich in den Debatten sein ganzes Gewicht gegen Karl Marx in die Waagschale, Jennys Bruder Edgar unterstützte den Vater, der als enger Freund der Familie Marx und Förderer des jungen Karl einer Verbindung zugeneigt schien. Dass Ludwig von Westphalens wirtschaftliche Situation seit seiner Pensionierung nicht die beste war, spielte Ferdinand in die Karten.

„Wie wollt ihr, lieber Vater, unsere Jenny ausstatten? Soll sie ohne auskömmliche Mitgift dahinvegetieren, wenn der notorische Schuldenmacher Marx Junior keine Anstellung bekommt? Die Revolutionäre haben keine Stellen für Juristen, wohl aber der Preußische Staat.“ Jenseits der freundschaftlichen Verbindungen zu den Nachbarn fühlte sich Ludwig in finanzieller Hinsicht für die Tochter verantwortlich. Klar, der Karl war keine gute Partie in dieser Hinsicht. Ferdinand spekulierte darauf und war so weit gegangen, seinem Vater die vertraulichen Berichte des Auskultators Stieber zugänglich zu machen. Das machte Eindruck. Und von seinem Freund Heinrich wusste Ludwig, dass dessen Geduld mit Karl und auch das Vermögen des Justizrats langsam erschöpft waren. Undenkbar, Jenny ins Verderben laufen zu lassen. Die Waage neigte sich zum Nein.

Jenny ahnte das und passte ihren Vater ab, als er kurz vor Ostern mit Pfeife und Zeitung alleine im Salon saß und in den Regen vor den Fenstern starrte. Ferdinand befand sich glücklicherweise in Erfurt. Ludwig war nicht der Mann, der seiner Tochter den Mund verbot, aber auch nicht der Mann, der für Abenteuerpläne in diesen schlechten Zeiten zugänglich war.

„Wenn Ihr Karl misstraut, was Beruf und Unterhalt angeht, warum traut ihr mir nicht zu, ihn zu lenken?“

„Wie? Du bist eine Frau, Jenny!“

„Gerade weil ich eine Frau bin! Ihr Männer redet doch immer hinter vorgehaltener Hand von neuen Zeiten, die nach der Krise und der Zerrüttung unserer Verhältnisse anbrechen müssen?“

„Was hat das mit der Ehe zu tun?“

„Wie wollt ihr Männer denn alleine ohne uns Frauen eine neue, gerechtere Welt schaffen, wenn ihr bisher so kläglich an dieser Aufgabe gescheitert seid, wie die Geschichte zeigt?“

„Schweres Geschütz, Jenny! Lies die Bibel, frag die Leute, - die Frau ist von Natur zu schwach zur Führung.“

„Mag sein im Staate, aber in der Familie müssen wir stark sein, auch wenn wir uns schwach geben. Betrachtet Eure Frau, meine Mutter. Sie mag nervös sein und zögerlich wirken, aber sie hat immer das letzte Wort, laut genug manchmal und fällt die Entscheidung.“

„Weil ich zu gutmütig bin“, knurrte Ludwig.

„Nein, sei ehrlich, bisher sind wir alle damit gut gefahren, weil du ihren Rat und ihre Tat brauchst und du weißt, dass sie ein gutes Gefühl dafür hat, was richtig ist.“

„Gefühl.“

„Ja, Gefühl, wie Karls Mutter, die deutsch nur stammeln kann, aber großartig den Herrn Justizrat steuert, wenn nicht gar beherrscht.“

„Du meinst also, die Damen sind der Meinung, du sollt dich mit dem Mohr verloben?“

Jenny schwieg. Und Ludwig schwieg und zündete die erloschene Pfeife an. Er beobachtete seine Tochter genau, sah ihre Leidenschaft und spürte ihre Energie.

„Vater, vertraut mir. Ich werde ihm eine gute Frau sein, die ihn führt, weil sie ihn studieren wird wie er seine Bücher, so dass Ihr euch keine Sorgen um mich machen müsst.“

„Vorsicht, er ist ein sturer, eigenwilliger Charakter.“

„Zu einem starken Mann gehört eine starke Frau.“

Ludwig paffte versonnen vor sich hin. Jenny betrachtete ihn, wie er gebeugt im Sessel saß und grübelte. Früher war er bei jedem Wetter zum Schwimmen in die Mosel gesprungen. Heute plagten ihn Gebrechen. Ein alter Mann war er geworden, immer noch darunter leidend, dass er früh in Pension geschickt wurde und der König ihm eine Erhöhung des Ruhegehalts verweigert hatte, weil seine Arbeit und seine Haltung in Preußen nicht geachtet wurden.

„Ich muss wollen, dass es dir gut geht“, mit dieser gedrechselten Formulierung entließ Ludwig seine Tochter.

Und es blieb ungewiss, wie Ludwig von Westphalen auf den zu erwartenden Antrag von Karl Marx reagieren würde. Nur dass er dem Besuch des Nachbarn zugestimmt hatte, begründete vagen Optimismus. Die Gespräche hinter verschlossener Tür hatten in den letzten drei Tagen nur noch zwischen Ludwig und Caroline stattgefunden.

Karl blieb vor dem entscheidenden Tag die halbe Nacht wach, grübelte unruhig über die Zukunft, die wie in einem leichten, aber kaum durchdringlichen Nebel vor ihm lag. Ihm war klar, dass ein „ja“ des Patriarchen im Nachbarhaus, von dem er selbstsicher ausging, sein Leben ändern, ihn in die Pflicht nehmen würde. Die zwei alten Männer würden schon dafür sorgen, denn zumindest der eigene Vater saß an der Geldquelle. Jurisprudenz war Pflicht, Philosophie Leidenschaft. Um sich zu sammeln, nahm er seinen Hegel, die *Phänomenologie des Geistes*, zur Hand, ein Buch, das er las wie Christen die Bibel, seit er in Berlin auf die Schriften dieses Philosophen gestoßen war.

Tja, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der schwäbische Philosoph, prägte den Studenten Marx wie den ganzen politischen Diskurs. Faszinierend für alle war Hegels These, dass Voraussetzung für eine wahrhafte Philosophie, einfacher gesagt, Grundlage des vernünftigen Denkens, ein wissenschaftlicher Standpunkt sein muss. Der wiederum sei nur durch einen rationalen, allgemeinen Prozess der Erkenntnis zu erreichen. Am Ende steht bei Hegel der Satz, dass wahre Wissenschaft nur vom Standpunkt des Absoluten her möglich ist. Auf dieser Basis strukturierte Hegel gründlich alle Lebensbereiche von Liebe, Trieb und Leidenschaft, Sprache, Seele und Bewusstsein, Raum und Zeit, über Eigentum und Vertrag, die bürgerliche Gesellschaft bis zur Weltgeschichte. In deren Zentrum ganz speziell stehe der Staat. Die Geschichte habe sich, so behauptet Hegel, mit einer Art naturwissenschaftlichen Mechanik, sozusagen in Mäandern über ihre Gegensätze dialektisch weiterentwickelt. „Es ist der Gang Gottes in der Welt, dass der Staat ist, sein Grund ist die Gewalt der sich als Wille verwirklichenden Vernunft.“ Dass Hegel den preußischen Staat als die letzte Stufe der historischen Entwicklung, als verwirklichte Vernunft darstellte, war für Karl Marx ein absurder Gedanke mit Blick auf die Realität des in Kleinstaaten, Zollverein und Bündnen zergliederten Deutschland, einem elenden, heruntergekommenen Sammelsurium von Agrarstaaten, mühsam auf dem Weg der Konsolidierung.

Karl suchte und fand in seinen Büchern bei Hegel ein Zitat zum Thema Liebe: „Der Geliebte ist uns nicht entgegengesetzt, er ist eins mit unserm Wesen; wir sehen nur uns in ihm - und dann ist er doch wieder nicht wir - ein Wunder, das wir nicht zu fassen vermögen.“ Folglich war die Liebe die Dialektik schlechthin, und die Dialektik war ein zentrales Thema Hegels. In der Tat unfassbar, welche weiten Bereiche des Lebens Hegel mit seinen Thesen erklärte! Karl musste lächeln, er, Karl Marx, Jenny und die Liebe sozusagen bei Hegel als einen einheitlichen Gegensatz gedacht. Ein Narr, der Böses dabei denkt, wenn der Studiosus Marx nicht immer nur bierernst über ein wichtiges Thema nachdachte.

Statt sich so intensiv wie sonst mit dem Philosophen zu befassen, schweiften Karls Gedanken aber immer wieder ab zu Jenny. Sie lag durch ein paar Mauern getrennt nur wenige Meter entfernt in ihrem Bett und würde genauso unruhig dem kommenden Morgen entgegenfieberten wie er. Hegel und die Liebe, sie sei der „ungeheuerste Widerspruch, den der Verstand nicht lösen kann, indem es nichts Härteres gibt als diese Punktualität des Selbstbewusstseins, die negiert wird und die ich doch als affirmativ haben soll.“ Auch ein Karl Marx musste den Satz dreimal lesen. Klüger wurde er im Hinblick auf seine Jenny von Westphalen nicht. Also legte er den Hegel beiseite und machte das, was schon Kant empfohlen hatte, er bediente sich seines Verstandes, musste aber zugleich einsehen, dass Gefühl und Verstand sehr unterschiedlich sein können. Der Verstand sagte: du musst um sie kämpfen.

Nervös war Karl schon, als er in den Salon trat und als erstes zu Jenny blickte. Sie war ernst, gefasst, rang sich ein kleines Lächeln ab. Lenchen huschte hinaus, um sofort an der Tür zu horchen. Ludwig, der Patron, saß am breiten Rand des ovalen Tisches, seine Frau rechts daneben. Edgar und Helena links. Dahinter stand Ferdinand in Uniform. Alle waren festlich gekleidet. Keiner wusste, wie der Alte zu entscheiden belieben würde.

Karl sprach mit klarer, lauter Stimme: „Herr Geheimrat, ich erlaube mir, um die Hand Eurer Tochter Jenny anzuhalten.“

Schweigen. Ludwig blickte zu Jenny hinüber, die ihre Hände in den Schoß gelegt hatte, um ein leichtes Zittern zu verbergen. Ihr Blick war klar und offen.

„Jenny?“

„Ja, ich liebe Karl.“

Ferdinand verzog den Mund zu einem abfälligen Grinsen. Ludwig seufzte.

„Mein lieber Karl, überlege dir gut, die Mitgift wird nicht groß sein und die Erbschaft auch nicht, wenn ich eines Tages die Augen für immer schließe.“

„Geld und Kapital sind eigentümliche, fast flüchtige Phänomene, Herr Geheimrat. Ihr Wirken ist fast unerforscht. Wie stünde es mir zu, Gedanken daran mit meiner Liebe für Jenny zu verknüpfen?“

„Liebe ist für die Ehe eine wünschenswerte, aber nicht notwendige Voraussetzung, wie Ihr wisst, Herr Marx.“ Das klang förmlich, fast bedrohlich.

„Das meine ich aber schon, Herr Geheimrat.“

Eine quälende Pause entstand, in der Karl den Blick des Alten auszuhalten hatte. Ludwig sah sich nicht zu Ferdinand um, bevor er seine Entscheidung verkündete, nur kurz zu Caroline. Er sammelte sich, prüfte noch einmal, ob er verantwortungsvoll handelte. Dann lächelte er, tätschelte die Hand seiner Frau, die das Haupt neigte.

„Ja, ich gebe dir meine Tochter, komm' her.“ Er erhob sich ächzend und ging auf Karl zu, umarmte ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Du kriegst den Arsch voll, wenn sie unglücklich wird.“ Karl lachte und flüsterte zurück. „Nie und nimmer Unglück!“

Jenny war strahlend aufgesprungen, Caroline tupfte mit dem Taschentuch an ihren Augen herum, Edgar und Helena klatschten kurz in die Hände. Vor der Tür schluchzte Lenchen auf. Und Ferdinand nahm die familiäre Niederlage mit preußischer Disziplin, schüttelte dem verhassten künftigen Schwager kurz die Hand.

„Glückwunsch.“

„Danke.“

Ganz langsam, Schritt für Schritt, näherten sich nun Karl und Jenny.

Einen solchen leidenschaftlichen Kuss hatte das brave Haus Westphalen noch nie erlebt. Und das vor der ganzen Familie!

Die Feierlichkeiten hielten sich im angemessenen Rahmen. Die Anzeige in der Zeitung, die Andacht in der evangelischen Kirche, der kleine Empfang im *Casino* mit anschließendem Mittagsmahl. Die Ansprachen der Schwiegerväter blieben streng im familiären Rahmen. Man rühmte die Familien, die sich nun bald zusammenfinden würden, alt eingesessen und höchst ehrenhaft. Natürlich hatte die Verlobung die hinreichend bekannten Makel auf beiden Seiten, aber das Fest war nicht der Anlass, das zum Thema zu machen. Auch das Politische wurde gemieden. Sogar Karl, der mit einem Toast erwiderte, sprach nur von Liebe, Kindern, Segen und Heil. Allerdings stieß es Schwager Ferdinand sehr sauer auf, dass sein mit trotzigem Überschwang ausgebrachter Trinkspruch auf König Friedrich Wilhelm und seine vom Volk so verehrte Gattin Luise nicht mit einem donnernden dreifachen „Hurra!“ quittiert wurde. Aber so ist es, wenn man sich mit Liberalen und Demokraten gemein macht.

### 3.

Karl stieg, von Jenny satt geküsst, mit besten Vorsätzen im Herzen und heimlich von seinem Vater und dem Schwiegervater zugesteckten Extrawechseln in der Tasche bei strahlendem Frühlingswetter eine Woche später in die Kutsche. Jenny blieb glücklich zurück, Lenchen presste ihre Hand. Die Zukunft hatte begonnen.

Aber wieder ging es in Berlin mit Karls Jurastudium nur zäh voran. Die Einberufung zum Militär kam. Seine Mutter organisierte ein Attest, das ihm Untauglichkeit bescheinigte, damit er nicht noch mehr Zeit verlöre.

Vaterlandsloser Geselle! Es hätte bedeutet, Ferdinand von Westphalen erheblich zu unterschätzen, wenn man angenommen hätte, er würde die Entscheidung seines Vaters hinnehmen, obwohl ihn, näher betrachtet, preußischer Gehorsam dazu verpflichtet hätte. Bis zur Verlobung war seine Haltung nur geprägt von tiefer Abneigung gegen die Juden von nebenan, das Liberale und Demokratische, das sie für ihn verkörperten, den schlechten Einfluss, den sie auf seinen etwas schlichten und weichlichen Vater hatten. Dann aber die schmetternde Niederlage. Das Gesindel sollte von nun an zur Familie gehören, verschwägert sein? Mal sehen, ob man sich nicht enorm täuschte! Stieber musste her, nun mit dem Auftrag, energisch nach Straftaten wie Majestätsbeleidigung oder gar Hochverrat im Club der sich selbst ernannt habenden jungen Doktoren zu forschen.

Als sich der Doktorclub wieder traf, saß Wilhelm Stieber bei einem Glas Bier, Kragen hochgeschlagen, Hut ins Gesicht gezogen, ganz im Habitus des unauffälligen kleinen Beamten, so weit es ging entfernt von der Treppe zum ersten Stock im *Nussbaum*, einer verwinkelten Kneipe im Schatten der doppeltürmigen Nikolaikirche ein paar Schritte entfernt von der Spree. Ihm war endlich von einem gekauften Korporierten der *Borussia* zugetragen worden, dass oben in einem Extrazimmer die nächste ominöse Versammlung stattfinden sollte. Nach und nach begaben sich die Herren Studiosi dann auch tatsächlich, jeder mit einem Bierhumpen und einem brennenden Stumpen in der Hand, so unauffällig wie möglich die steile Treppe hinauf. Alle in Zivil, keiner im Wichs. Das konspirative Gehabe war für Stieber der Beweis, dass man Thesen erörtern wollte, mit denen man mindestens die Relegation von der Universität riskierte, wenn nicht die zukünftige Existenz überhaupt. Mit als letzter trödelte Marx ein. Stieber hörte, wie kurz darauf oben die Tür von innen verrammelt wurde. Das war das Zeichen für ihn. Er zahlte und verließ die Kneipe. Draußen hatten zwei seiner Helfer schon eine Leiter an der Seitenwand in einer Nische aufgestellt. Sie halfen dem etwas steifen Auskultator die Sprossen hoch, bis er vorsichtig in ein angelehntes Fenster spähen konnte, durch das der Rauch der Pfeifen und Zigarren abzog. Er spitzte die Ohren.

Gerade sprang Eduard Specht, ein korpulenterer junger Mann, Student der Theologie, auf und rief: „Erst die Pfaffen weg, sage ich. Sie sind das Alte schlechthin. Dann wird man sehen.“

Der eher schweigsame Bruno Bauer klopfte zustimmend auf den Tisch. Karl auch, aber er erwiderte: „Im Prinzip ja, Specht, aber was wird man danach sehen, wenn man nicht jetzt schon den Blick weiter macht? Nur Chaos und Unordnung.“

Brixner mischte sich ein. Ein großer, kräftiger Sachse mit dichtem Bartwuchs und tiefer Stimme. „Hört unseren Marx an, wie er kleingeistig für Ordnung spricht!“

„Ja – und zwar für eine neue, gerechte Ordnung. Statt Unterdrückung, hohen Steuern, großer Armut endlich gleiche Rechte, Freiheit, Brüderlichkeit.“

Bauer dazwischen: „Das ist kein kleingeistiges Unterfangen. Das ist kühn.“

Da geht aber einiges durcheinander, dachte Stieber auf der Leiter. Der Streit ging bald um das Lieblingsthema Hegel. Eine eher noch konservative Fraktion der Junghegelianer schimpfte auf die Radikalen. Und umgekehrt.

Klar für Stieber, in welches Horn Marx stieß: „Bleibt mir doch weg mit eurer einfältigen Sicht auf unseren Hegel. Er irrt, wenn er am Ende vieler großer Gedanken zum Schluss kommt,



dass im Augenblick im Prinzip alles gut ist, so, wie es ist. Wer sich in Berlin umsieht, braucht keinen Beweis, dass das nicht stimmt.“

Bauer fügte hinzu: „Hegel selbst sagt, die Geschichte bewegt sich fort. Warum soll sie ausge-rechnet jetzt innehalten?“

Specht rief: „Lächerlich ... und das von dir, Bauer.“

Ein dritte Student, den Stieber als einen gewissen Jedam identifizierte, ein schwächlicher, junger Kerl, mischte sich ein.

„Der Marx hat Recht. Neue Ordnung heißt nicht nur die Pfaffen verjagen, das heißt vor allem nieder mit dem Preußenkönig, nieder mit der Monarchie. Der Staat ist Unterdrückung, er muss zerstört werden.“

Stieber draußen auf der Leiter nickte und verfluchte die Umstände, die es verhinderten, wörtlich mitzuschreiben.

Marx lachte spöttisch. „Aber folgt dann ein neues Himmelreich auf Erden, mein lieber Jedam, ohne unser von Vernunft gesteuertes Zutun in Gleichheit und Freiheit?“

Jedam wurde laut und ärgerlich wegen des Widerspruchs. „Nieder mit Friedrich Wilhelm, sage ich nur.“

„Ja, aber was kommt dann, verdammt noch mal, ihr Idioten?“

Einer mischte sich mit Spott im Ton ein: „Trinken wir jedenfalls auf das Wohl unseres Hohen Monarchen, so lange er den Kopf noch auf dem Halse trägt.“

Aufforderung zum Königsmord! Hochverrat! Zwar kam das nicht aus Marxens Mund, aber er war dabei. Stieber konnte Verbrechen über Verbrechen an den Oberregierungsrat melden, sobald er seine Aufgabe in dieser Nacht erledigt hatte.

Drinnen rief jemand: „Esser, recht so.“

Esser heißt er also!

Gelächter, Anstoßen drinnen, einer rülpste laut. Etwas polterte. Der Lärm verstummte so- fort. Stieber sah Jedam an die Tür gehen und hörte ihn rufen:

„Wer da?“

„Nachschub!“ Das war die Stimme der Buffetmamsell. Jedam schloss auf und das Mädchen trat mit einigen Krügen in den Händen ein. Die Studenten johlten.

Brixner, der große, kräftige Kerl, klatschte der Bedienung auf den Hintern, die ihn wütend anrempelte und das Bier auf den Tisch stellte.

„Finger weg.“

Brixner griff noch einmal herzhafter zu und fing sich eine knallende Ohrfeige. Gelächter und Gejohle. Brixner packte die Frau am Arm und starrte sie aggressiv an. Marx ging spontan dazwischen, „Brixner, lass' sie!“ Und zur Bedienung: „geh' und bring' Schnaps auf meine Rechnung, damit Ruhe einkehrt.“ Karl riss die Bedienung los, die ausholte, als wollte sie noch mal zuschlagen.

„Diese Marxsche Ordnung gefällt mir“, rief Brixner, aggressiv wegen Karls Intervention.

Ein anderer warf ein: „Marx, da sieht man, wohin Freiheit führt: Nimmt sich der Brixner die Freiheit für einen Knuff an ihrem Hintern, schon nimmt sich das Weib die Freiheit für einen Streich gegen ihn. Da hast du Hegelsche Dialektik reinsten Wassers!“

Gelächter. Brixner grinste schräg. Und Stieber draußen auf der Leiter schüttelte den Kopf darüber, dass alles, auch die nach seiner Meinung natürlichste Geste eines Mannes, von die- ser Bande in einen politischen Kontext gestellt wurde. Manchmal, ganz in seinem Inneren, war er geneigt, die Kommilitonen nicht für Staatsverbrecher, sondern für kindische Idioten zu halten.

„Halt's Maul. Jeder Mensch und jedes Weib hat seine Ehre!“ rief jetzt der Marx. Brixner blökte: „Das sagt einer, der mit ner Mademoiselle verlobt ist, die schon mal einer hatte.“

Karl sprang auf und fuhr Brixner an: „Wie? Was willst du sagen?“

Keiner der Studenten lachte mehr. Es war still geworden.

„Die Mademoiselle soll schon 23 sein und gewisse galante Erfahrungen mit einem Sekondeleutnant gehabt haben. Er wird sie sich zugeritten haben.“

Brixner macht eine obszöne Geste. Karl ging Brixner an den Kragen. Der wehrte sich mit zwei harten Schlägen, unter denen sich Marx durchduckte. Ein dritter traf ihn über dem Ohr am Kopf. Er schleuderte den Gegner halb auf den Tisch, dass Bierkrüge umfielen und schlug ihm ins Gesicht, dass er blutete.

„Nimm' das zurück, Brixner!“

Die anderen gingen dazwischen. Es gab ein handfestes Gerangel. Stühle fielen, um Humpen gingen zu Bruch.

„Aufhören! Auseinander!“

Stieber feixte im Stillen vor dem Fenster und dachte, das ist nicht der Nachwuchs der Elite Preußens, diese Herrschaften nie und nimmer!

Keuchend ließen die beiden Streithähne voneinander ab. Karl machte einen Schritt auf Brixner zu und zischte.

„Brixner, ich fordere dich. Sag' die Waffen an.“

„Degen natürlich. Freier Kopf und Oberkörper.“

„Gut. Ein Gang auf drei Minuten oder bis zu einer blutenden Wunde. Morgen früh um sechs im Tiergarten am Neuen See. Verschlaf' nicht.“

„Keine Sorge.“

Wilhelm Stieber wusste, dass es nun Zeit war, die Leiter hinunterzusteigen und die Spuren seiner Observation zu entfernen, gerade rechtzeitig, bevor die ersten ernüchterten Studenten den *Nussbaum* verließen.

Keinem fiel der dürre Mann auf, der in der kühlen Frühsommernacht mit Hut und Mantel vor dem Fenster eines Hutmacherladens stand, wartete und rauchte. Als einer der ersten kam Marx, der sich an die Ecke stellte und urinierte. Dann ging er in eine Seitengasse und verschwand. Interessant war für Stieber, dass Marx in dieser Situation keinen Gefolgsmann zu haben schien. Selbst sein Freund und Förderer Bauer ließ auf sich warten.

Stieber notierte mit dem Graphitstift das vorher Gehörte aus dem Gedächtnis und spähte zur Tür des *Nussbaums*. Esser und der Theologe Jedam kamen nach einer Weile. Sie schienen angetrunken, hatten wohl noch vom Schnaps genossen und diskutierten im Weggehen über das Duell. Stieber hörte noch:

„Der Brixner schlägt den Marx tot. Der ist einen Kopf größer und hat lange Arme. Und der kennt nichts.“

Jedam meinte: „Schad wär's nicht um den Querschädel.“

Ein leiser Pfiff von Stieber und die zwei Männer, bewaffnet mit Knüppeln und Seilen, fielen über die zwei Studenten her. Fast lautlos und wie ein Spuk knebelten und fesselten sie die Männer. Die Kutsche mit der Leiter auf dem Dach kam aus der Seitengasse. Die Studenten wurden hineingeprügelt. Die Männer folgten. Stieber blieb zurück, verschränkte die Hände auf dem Rücken und ging in die andere Richtung, blieb wieder stehen, denn kaum war die Festnahme vorbei, traten Brixner und Specht aus dem *Nussbaum*.

Specht fragte: „Hast du die Hosen voll?“

„Da lach' ich doch nur. Das ist mein viertes Duell. Specht, warst du schon mal Sekundant?“

„Nein, aber für dich mach' ich's.“

„Dann bis morgen um sechs am Neuen See. Komm' rechtzeitig und im besten Wicks.“

Der Tag graute gerade an dem kleinen See mitten in einer Parklandschaft. Das Vogelkonzert und die klare Luft verhiessen einen warmen Tag. An einer ebenen Stelle am Ufer hatten sich die Duellanten eingefunden. Jeder mit einem Sekundanten, auch ein Student natürlich, wie auch der Unparteiische, ein eher älterer Student mit rotem Vollbart, der gerade die Waffen prüfte. Außerdem war ein Medizinstudent im weißen Kittel mit seinem Instrumentenkoffer zugegen und zwei Protokollanten. Der Unparteiische gab die Degen den beiden Duellanten, die sich mit nacktem Oberkörper gegenüberstanden. Marx und Brixner gönnten sich keinen Blick, jeder konzentrierte sich darauf, den Fechthandschuh straff anzulegen, damit die Waffe selbst bei einem sehr kräftigen Schlag nicht aus der Hand fiel.

Der Schiedsrichter kommandierte: „En garde! fertig!“

Die Duellanten nehmen Grundstellung ein. Der Unparteiische blickte auf seine Taschenuhr.

„Allez!“

Das Gefecht begann. Karl war ein mutiger und gewandter Fechter, Brixner nicht minder. Bei einem Fehler unterbrach der Schiedsrichter mit erhobenem Arm:

„Arretez!“

Nach kurzer Pause ging es weiter geht. Abgesehen vom Klirren der Klingen und vom Vogelgezwitscher war es still. Ein kleines Rascheln im Gebüsch mochte von der ersten Morgenbrise kommen. Niemand achtete darauf, zu konzentriert waren alle auf den Kampf.

„En garde! Allez!“

Wieder ein hart gefochtener Durchgang. Keine Verletzung. Wieder unterbrach der Schiedsrichter.

Grundstellung und „en garde! Allez!“

Karl parierte eine Hochquart, doch Brixners Klinge rutschte ab und knallte über Karls Stirn.

„Touché!“

Blut quoll aus der klaffenden Wunde und rann Karl über das Gesicht in die Augen. Er verlor kurz die Orientierung, blieb aber standhaft und zeigte nicht, wie stark die Wunde schmerzte. Der Medizinstudent öffnete seinen Koffer. Brixner wischte die Klinge mit einem Tuch ab und grinste Sprech an.

In diesem Augenblick brachen drei Gendarmen mit gezogenem Säbel aus den Büschen und schritten ein. Stieber hielt sich beobachtend im Hintergrund.

„Halt, die Herren, alle sind arretiert.“

Blitzschnell rannten die Kommilitonen in verschiedene Richtungen davon, was die Verfolger verwirrte. Auch Karl. Doch er knickte nach einigen Schritten ein, seine Verletzung war zu stark für eine Flucht.

Die Gendarmen zerrten ihn hoch und nahmen ihn fest.

„Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende“, hatte Caroline gesagt, als sie Jenny den Brief aus Berlin übergab. Es war ein amtliches Schreiben mit Siegel, gerichtet an den Preußischen Justizrat Heinrich Marx zu Trier. Jenny war ahnungslos, als sie das Schriftstück auffaltete. Ihre Mutter hatte sich vor ihr aufgebaut und beobachtete die Tochter, als müsse sie in der nächsten Sekunde eingreifen, falls Jenny in Ohnmacht fallen würde. Jenny neigte nicht zu Hysterie, aber was sie da las war so unglaublich, dass sie am liebsten schrei-

end aus dem Haus gelaufen wäre. Karl war in Berlin nach einem Duell am Kopf verletzt festgenommen und in den Kerker geworfen worden. Zwei seiner Kommilitonen standen unter Anklage wegen Aufforderung zum Königsmord und Hochverrat. Der Tatbeitrag des Studenten Marx zu diesen Delikten war Gegenstand einer Untersuchung. Allerdings einen kleinen Hoffnungsfunken enthielt das Schreiben: „Die Fortdauer der Haft des Marx kann wegen seiner Kopfverletzung unter strengen Auflagen und gegen eine Kautions von 600 Talern ausgesetzt werden.“

Jenny hob den Blick zu ihrer Mutter und fragte: „Ist er lebensgefährlich verletzt?“

Woher sollte Caroline das wissen.

„Wird der Justizrat die Kautions zahlen?“

„Auch das weiß ich nicht.“

„Und Vater?“

„Er sagt, im besten Fall ist es ein dummer Jungenstreit. Ich sage: dann soll er erst mal erwachsen werden, bevor er sich eine Frau nehmen will, die er bedenkenlos ins Unglück stürzt. Du musst diese Verlobung lösen, Kind. Unverzüglich!“

Jenny bat ihre Mutter, sie alleine zu lassen. Den Brief gab sie zurück. Nicht eine Sekunde dachte sie an Trennung. Oder vielleicht doch in einem allerersten wütenden Reflex? Die Reaktion ihrer Mutter, die noble Fassade zu wahren, ohne auf die wahren Umstände und die Gefühle der Beteiligten Rücksicht zu nehmen, war typisch für eine bürgerliche Dame, die in den Adel eingehiratet hatte. Jenny war anders. Nein, sie würde sich nicht von Karl trennen! Jedenfalls nicht wegen solcher Vorkommnisse. Und nicht, so lange nicht alle Vorwürfe genau aufgeklärt waren. Wenn er sich duelliert hatte, dann war es doch wichtig, die Gründe zu erfahren. Wer hatte wen gefordert, und warum? Und offenbar hatte ausnahmsweise nicht er, sondern Kommilitonen das Maul zu weit aufgerissen, und sie waren dabei bespitzelt worden oder stockbetrunken. Das wäre keine Entschuldigung, aber immerhin eine Erklärung. Bevor sie noch von Karl in einem Brief die wahren Umstände erfahren haben würde, wäre sie außer Stande, sich ein Urteil zu bilden. Jenny stand auf Karls Seite. Er hatte ihr bei der heimlichen Verlobung gesagt, es werde nicht leicht, mit ihm zu leben. Das hatte sie lächelnd in Kauf genommen. Dass die erste Katastrophe so schnell eintreten würde, hatte Jenny nicht geahnt.

Der Schicksalsschlag traf sie dennoch ebenso unvermittelt wie hart. Sie saß regungslos im Sessel und starrte vor sich hin, unfähig zu weinen. Der erste Gedanke, der sich nach einigen Minuten in ihrem Kopf im Kreise drehte, war: Gut, dass Ferdinand nicht in Trier ist. Seine Tiraden hätte Jenny nicht ertragen. Der zweite: Wo konnte sie als unverheiratetes Fräulein die Kautions von 600 Talern auftreiben, wenn die Familien nicht halfen, und wie nach Berlin zum richtigen Amt schicken, ohne dass das Geld von Ganoven unterschlagen wurde? Dafür gab es keine Chance. Als Unverheiratete war sie in Gelddingen unmündig wie ein Kind. Hoffentlich ließ sich einer der beiden Alten erweichen.

Bekommen Gefangene im Kerker Post ausgehändigt? Wenn nicht gibt es doch Wege, Kasser an den Kontrollen vorbei zu schmuggeln. Jenny ging in ihr Zimmer und setzte sich an den Sekretär, nahm Papier und Feder. Bevor sie ihr „Mein herzallerliebster Karl“ schreiben konnte, trat ihr Vater leise ein. Jenny zögerte und legte den Federhalter zur Seite. Ludwig setzte sich in den Sessel am Fenster und blickte sie an.

„Jenny, ich muss mit dir ein sehr ernstes Gespräch führen.“

In ängstlicher Erwartung hob Jenny den Kopf.

„Du musst zu Karl stehen, du darfst mich nicht enttäuschen. Wir haben uns in ihm nicht geirrt. Er ist wie er ist und wir werden ihn nicht ändern. So wird er dein Mann. Und du wirst seine Frau, so wie du bist und wie wir dich lieben.“

Das hatte Jenny nicht erwartet. Dennoch fürchtete sie ein schlimmes Ende, das dann auch prompt kam:

Ludwig sagte: „Wir werden die Kaution nicht zahlen, weder Heinrich Marx noch ich.“

(...)